

**Adventseinkehrtage der AAG Einsiedeln
Samstag. 2. Dezember 2006**

Bischof em. Paul-Werner Scheele, Würzburg

1. VORTRAG:

**„ALLE SOLLEN EINS SEIN“ (Joh 17. 21)
DAS TESTAMENT DES HERRN**

Am Anfang unserer Einkehrtage soll das johanneische Zeugnis stehen, das man die „Magna Charta der Ökumene“ genannt hat. Es ist mehr. Erst wenn dieses „mehr“ mitbedacht wird, kann man die ökumenische Bedeutung dieses Zeugnisses erfassen. Dazu möchte ich Ihnen einige Hinweise geben.

„Da er die Seinen, die in der Welt waren, liebte, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung“ (Joh 13,1), liebte er sie bis zum Äussersten. Mit diesen Worten wird im Johannesevangelium die Passion Jesu eingeleitet. Sie gelten auch für sein Abschiedsgebet, das im 17. Kapitel aufgezeichnet ist. Es ist das längste Gebet, das im Neuen Testament überliefert ist. Unmittelbar vor seinem Leiden fasst Jesus zusammen, was er seinem Vater anvertrauen und seinen Jüngern mitteilen will. So ist sein Gebet wie ein Gipfel, auf dem von allen Seiten her die verschiedensten Routen zusammenlaufen. Yves Congar nennt es „sein höchstes Gebet ..., in das alle Gebete seines Lebens einmünden.“¹ Näherhin schreibt er: „Dieses grosse Gebet ... ist wie die Zusammenfassung des Gebetes Jesu; es übernimmt alle Beweggründe des >Vaterunser< und der anderen Gebete, von denen uns die Evangelien berichten: es ist das Gebet Jesu, der zu seinem Vater geht zu unserem Heil.“² Unmittelbar vor seinem Kreuzestod ist dieses Gebet das Sterbegebet Jesu. Es ist sein „Ja, Vater“ zu dem ihm zugewiesenen Geschick und weist auf dessen tiefsten Sinn hin. Es ist das Gebet dessen, der Opferpriester und

1 Y. Congar, Jesus Christus - unser Mittler, unser Herr, Stuttgart 1967, 98.

2 A. a. O., 95.

2

Opfer zugleich ist. „Wie im Alten Testament jedes Opfer durch ein einleitendes Weihegebet vorbereitet und darin in seinem Zweck vor Gott gedeutet wurde, so tut es auch der Hohepriester des Neuen Testaments, bevor er das einzige allgenügende und alle Schuld sühnende Opfer des neuen und ewigen Bundes Gott darbringt.“³ Deshalb sprechen viele vom Hohepriesterlichen Gebet Jesu. Seine Jünger können es als sein Vermächtnis ansehen. Indem er sein Testament in die Hand des Vaters legt, gibt er es ihnen mit auf den Weg, auf den er sie sendet.

Am Anfang und in der Mitte des ganzen Gebetes steht die Anrede „Vater“ (Joh 17,1), das Abba, das Jesus auch jetzt spricht. Dieses Wort „gibt den Grundakkord an, der den gesamten Inhalt des Gebetes motiviert und trägt. Mit ihm klingt der warme Ton der Sohnesliebe auf, wie sie nur dem Sohn Gottes eigen ist, der sich wesenseins weiss mit dem Vater, zu dem er nun als Mensch zu beten beginnt. In dem Wort >Vater< wird das grenzenlose Vertrauen hörbar, das aus dem Bewusstsein fliesst, vom Vater geliebt zu werden mit göttlicher, d. i. unendlicher Liebe. In dieses Wort legt aber auch der Menschensohn die ganze Ehrfurcht vor der Majestät des Vaters, die rückhaltlose Hingabe seines menschlichen Willens an den heiligen Willen Gottes hinein, mit diesen Worten gibt er sich ihm ganz zu eigen (vgl. Hebr 10,5-7).“⁴

Mit der Vater-Anrede ist das Wort geben verbunden. Nicht weniger als siebzehnmals begegnet es uns in diesem Gebet. So schlicht und alltäglich es erscheinen mag, es führt uns mitten hinein in das Geheimnis der Liebe: Sie ist ein Geben bis zur Ganzhingabe, sie lebt im Mit-teilen. Aus der „Liebe bis zur Vollendung“ (Joh 13,1) soll

3 E. Schick, Das Vermächtnis des Herrn, Kevelaer 1977, 121

4 E. Schick, wie Anm. 3, 126.

die Gemeinschaft bis zur Vollendung erwachsen. Wie sie zwischen Vater und Sohn in einzigartiger Weise gegeben ist soll sie auch den Jüngern zuteil werden.

Die erste Gabe des Vaters, die seine Liebe bezeugt, ist seine Herrlichkeit. Jesus betet: „Verherrliche deinen Sohn, damit der Sohn dich verherrlicht“ (Joh 17,1). Beim ersten Wahrnehmen mag der Eindruck entstehen, es gehe Jesus um etwas, das er lediglich für sich haben möchte. In Wahrheit ist das Ziel der Bitte die Verherrlichung des Vaters. Jesus will sie optimal verwirklichen. Er weiss, dass dies nur insoweit möglich ist, als er selber vom Vater die Gabe der Herrlichkeit empfängt. Die Bitte: „Verherrliche deinen Sohn“ ist ein Bekenntnis zur absoluten Priorität und Souveränität des Vaters. Erst wenn von ihm das Geschenk des Verherrlichens gemacht wird, kann es ihm zurückgegeben werden. Dieses wechselseitige Geben hat bereits das bisherige Leben Jesu bestimmt. So kann er dem Vater sagen: „Ich habe dich auf der Erde verherrlicht und das Werk zu Ende geführt, das du mir aufgetragen hast“ (Joh 17,4). Alles, was er getan hat, ist aus der Teilhabe an der Herrlichkeit des Vaters hervorgegangen und hat so seiner Verherrlichung gedient. Von jetzt an soll dieses wechselseitige Verherrlichen in einer neuen Weise geschehen. In Zukunft soll das ewige Verherrlichen des Sohnes vor seiner Menschwerdung und das zeitliche Verherrlichen in seinem irdischen Leben durch das Wirken des Vaters vereint werden und so ein bis dahin noch nicht da gewesenes Verherrlichen ermöglichen: „Vater, verherrliche mich jetzt mit der Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, bevor die Welt war“ (Joh 17,5). Überdies sollen alle, die im Glauben mit ihm verbunden sind, in das Geschehen der Verherrlichung einbezogen werden. Wenn Jesus „in ihnen verherrlicht“ ist (Joh 17,10), können sie über ihre menschlichen Möglichkeiten hin-

aus den Vater verherrlichen. Das geschieht, indem ihnen ewiges Leben zuteil wird.

Jesu erste Verherrlichungsbitte zielt auf dieses Geschenk ab, das alle geschöpflichen Grenzen übersteigt. „Die Verherrlichung des Vaters durch den Sohn besteht darin, dass der Sohn allen, die der Vater ihm gegeben hat, ewiges Leben schenkt.“⁵ Der Vater, der alles seinem Sohn überantwortet, hat das Schicksal aller Menschen in seine Hände gelegt. Das ist geschehen, nicht um ihn als einen machtvollen Herrscher über alle einzusetzen, sondern um ihn als bevollmächtigten Spender des ewigen Lebens zum Diener aller zu machen. In der betenden Hinwendung zum Vater nimmt Jesus dessen zweifaches Geschenk an: die Menschen, die der Vater gibt, und das ewige Leben, das für die Menschen bestimmt ist. Mit jedem Menschen, den der Vater dem Sohn überantwortet, überlässt er ihm ein Kind seiner Liebe. Dass Jesus in das Geben seines Vaters einbezogen wird, ist ein weiteres Zeugnis von dessen Liebe. Der Sohn soll nicht nur Empfänger der väterlichen Gaben sein, er soll selber ein Mitliebender sein. Er soll nicht nur Gaben der väterlichen Liebe anderen zukommen lassen; ihm ist zgedacht, selber ganz und gar Gebender und Gabe zu sein. Dass er demgemäss lebt, macht das Amen zum Willen des Vaters deutlich, das in die Worte gefasst ist: „Ich habe dich auf der Erde verherrlicht und das Werk zu Ende geführt, das du mir aufgetragen hast“ (Joh 17,4).

Mit der erneuten Vateranrede verbindet sich nochmals der Blick auf das Verherrlichen: „Vater, verherrliche du mich jetzt bei dir mit der Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, bevor die Welt war“ (Joh 17,5). Von den Menschen, die der Vater allesamt dem Sohn überantwortet hat (Joh 17,2), werden speziell die Jünger genannt, die ihm gefolgt

5 H. Ritt, Das Gebet zum Vater. Zur Interpretation von Joh 17, Würzburg 1979, 275.

sind und auch jetzt an seiner Seite stehen (Joh 17,6-11). Ihnen hat Jesus die Worte anvertraut, die der Vater ihm gegeben hat (Joh 17,8). Die Jünger haben sie angenommen und festgehalten und sind so mit einer neuen Erkenntnis und mit dem Glauben beschenkt worden. Wie der Sohn berufen ist, Mitliebender mit dem Vater zu sein, so ist ihm zugewiesen, auch Mit-sprechender des väterlichen Wortes zu sein. Auch hinsichtlich des lebenspendenden Wortes geht es um ein Teilnehmen am liebenden Wirken des Vaters. Wie dieser in seinem Wort nicht nur etwas, sondern sich selbst mitteilt, so ist es dem Sohn gegeben und aufgegeben, sich im Weitersagen des Wortes nicht nur zu äussern, sondern zu ent-äus-

sern. Er offenbart den Namen des Vaters (Joh 17,6) nicht lediglich durch belehrende Aussagen, sondern durch seine ganze Existenz.

Weil der Vater ganz für den Sohn da ist, kann dieser sagen: „Alles, was dein ist, ist mein“; zugleich gilt: „Alles, was mein ist, ist dein“ (Joh 17,10). An diesem gemeinsamen Leben und Lieben, an diesem gemeinsamen Glück sollen die Menschen teilhaben. Dazu wird der Sohn in die Welt gesandt. Das Wort „senden“, das uns in diesem Gebet mehrfach begegnet (Joh 17,8.21.25), weist auf dieses Geschenk der Liebe Gottes hin. Dass der Sohn „vom Vater gesandt“ ist, ist eine Kurzformel für das gesamte Erlösungswerk. Es ist zugleich eine Kurzformel für den heilbringenden Glauben. Im Blick auf seine Jünger kann Jesus dem Vater sagen: „Sie sind zum Glauben gekommen, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17,8). Der vom Vater Gesandte sendet wiederum seine Jünger aus (vgl. Joh 17,18), „damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17,21). Von hier aus fällt Licht auf die Sendung, die uns als Christen zuteil geworden ist. Wir tun gut daran, uns immer wieder persönlich bewusst zu machen, dass wir in das Geschehen der Sendung ein-

6

bezogen sind, das vom himmlischen Vater ausgeht und das ganze Leben und Wirken seines Sohnes bestimmt. Mit ihm dürfen wir dankbar sagen: „Der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt“ (Lk 4,18).

Am Anfang einer weiteren Strophe des hohepriesterlichen Gebetes steht die Anrede: „Heiliger Vater“ (Joh 17,11). Ihr schliesst sich die Bitte für die Jünger an: „Bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, damit sei eins sind wie wir“ (Joh 17,11). Damit kommt eine dreifache Gabe zur Sprache: die Mitteilung des Namens, die Bewahrung und die Einheit der Jünger. Wiederum vollzieht sich das Schenken des Vaters über den Sohn. Er empfängt den Namen des Vaters und gibt ihn weiter. So kann er sagen: „Ich habe ihnen deinen Namen bekannt gemacht“ (Joh 17,26). Der Name steht hier für die Person und ihr Wesen. Somit ist das Vermitteln des Namens ein Hinführen zum Vater und ein Hineinführen in dessen Wesen. Auch das Bewahren, auf das die Jünger angewiesen sind, geht vom Vater aus und wird vom Sohn wahrgenommen. Rückschauend kann er versichern: „Solange ich bei ihnen war, bewahrte ich sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast“ (Joh 17,12). Über das Bewahren hinaus, das an den Schutz „vor dem Bösen“ (Joh 17,25) denken lässt, geht das Heiligen. Jesus erbittet es mit den Worten: „Heilige sie in der Wahrheit“ (Joh 17,17). Wesenhaftes Heiligen vollzieht sich im Mit-teilen der Heiligkeit, also des persönlichsten, man könnte auch sagen: des göttlichsten Gutes. Jesus spricht nicht nur die Bitte um ein solches Heiligen aus, er ist auch bereit, dieses Geschehen mitzutragen. Sein Amen zu dem Heiligen, das vom Vater ausgeht, lautet: „Ich heilige mich für sie, damit auch sie in der Wahrheit geheiligt sind“ (Joh 17,19).

7

Dann weitet sich der Horizont ins Unermessliche: Fortan geht es um alle Menschen. Die Beziehung, die durch die Verkündigung seitens der Jünger besteht, soll alle umfassen, alle sollen Heil empfangen und Heil vermitteln: „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein“ (Joh 17,21). Immer tiefer werden wir in das Geheimnis der göttlichen Liebe hineingeführt. Sie bewirkt nicht nur ein Teilgeben und Teilnehmen an einzelnen göttlichen Gütern; aus ihr geht darüber hinaus ein wechselseitiges Teilhaben am Leben des anderen hervor. Vater und Sohn leben über die Pro-existenz hinaus in einer seligen In-existenz. Finden wir beim Begriff Pro-existenz für unser Verständnis noch einige Anknüpfungspunkte in der menschlichen Erfahrung, so geht der Begriff In-existenz über alle unsere Möglichkeiten hinaus. Menschen mögen noch sehr miteinander verbunden und füreinander da sein, im jeweils Anderen leben können sie nicht. Eben das geschieht in Gott. Noch unfassbarer ist, dass diese Frucht der unendlichen göttlichen Liebe den Menschen zuteil werden soll, und zwar nicht nur einigen wenigen Auserwählten, sondern allen, die glauben. Sie sollen wie Vater und Sohn verbunden sein, mehr noch: Sie sollen im Vater und im Sohn leben. Das bedeutet nicht weniger als ein Teilhaben an der göttlichen Herrlichkeit. Das wird in den sich anschließenden Worten deutlich: „Und ich habe ihnen deine Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast; denn sie sollen eins sein, wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir“ (Joh 17,22f.). Die In-existenz des Sohnes im Vater soll ihre Fortsetzung in seiner In-existenz in den Glaubenden finden. Die so unfassbar

Begnaden sollen Anteil an den Gaben empfangen, die er vom Vater erhalten hat. Dazu gehört nicht zuletzt das Mit-lieben, das Mit-helfen, das Mit-teilen, das den Sohn auszeichnet.

8

Das ist der tiefere Grund dafür, dass die gottgeschenkte Einheit der Seinen die Welt zum Glauben und damit zum Heil bringen kann und soll. Offenkundig muss das Mysterium der Verbundenheit aller Glaubenden mit dem Vater und dem Sohn auf irgendeine Weise auch nach aussen hin manifest werden, damit es von den Fernstehenden wahrgenommen werden kann. Die Einheit, die hier erlebt wird, reicht in letzte Tiefen der menschlichen Existenz und zugleich in deren Aussenbereich.

Das ist eine wichtige ökumenische Wegweisung. Jesu Bitte, dass alle eins seien, ist ein Appell an alle Christen, alles zu tun, was eint. Wiederholt hat Papst Johannes Paul II. betont, dass damit auch eine pastorale Priorität gegeben ist. Wer sich im Sinn Jesu einsetzen will, muss mit ihm die volle Einheit aller Glaubenden erstreben. Eindeutig sagt er uns allen: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“ (Mt 12,30). Wir dürfen uns nicht damit begnügen, dass wir uns einigermassen mit allen Christgläubigen vertragen; es reicht auch nicht, dass wir im Geist miteinander verbunden sind. Wir dürfen uns auch nicht auf die Ewigkeit verträsten und sagen: In dieser Weltzeit gibt es sowieso keine vollkommene Einheit, begnügen wir uns mit dem, was wir haben. Nein: Der Herr will die umfassende Einheit aller in dieser unserer Zeit, damit in ihr alle zum Heil finden. Wie die Liebe nie sagt: Es ist genug, jetzt reicht es, so dürfen wir nie sagen: Jetzt haben wir genügend Einheit erreicht; lassen wir es dabei bewenden. Das ist eine Reduzierung auf menschliches Mass; das ist Ungehorsam gegenüber dem göttlichen Willen.

Das zeigt uns nicht zuletzt der Abschluss des hohepriesterlichen Gebetes. Dicht aufeinander folgen die letzten Anrufe des Vaters. Die kurze fünfte „Strophe“ lautet: „Vater, ich will, dass alle, die du mir gegeben hast, dort bei mir sind, wo ich bin. Sie sollen meine Herr-

9

lichkeit sehen, die du mir gegeben hast, weil du mich schon geliebt hast vor der Erschaffung der Welt“ (Joh 17,24). In wenigen Worten werden wir auf den Ursprung des göttlichen Liebens hingewiesen und zugleich auf die Zukunft, die allen offen steht, die mit dem Sohn verbunden sind. Während wir bestenfalls irgendwann einmal soweit sind, dass uns echtes Lieben gelingt, lebt Gott seit eh und je in vollendeter Liebe. Bevor die Welt ins Dasein gerufen wurde, hat der Vater dem Sohn in Liebe seine Herrlichkeit geschenkt. Diese anfanglose und endlose Liebe ist der Urgrund ihrer ewigen Verbundenheit. Der Sohn hofft, nach seiner Erhöhung am Kreuz dieser Herrlichkeit in neuer Weise teilhaft werden zu können. Schon am Anfang seines Abschiedsgebetes hat er gesagt: „Vater, verherrliche du mich jetzt bei dir mit der Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, bevor die Welt war“ (Joh 17,5). In der Gewissheit, dass diese Bitte erfüllt wird, erlebt er jetzt, dass die Seinen Zeugen dieser Herrlichkeit werden, und das aus nächster Nähe. Sie sollen dort bei ihm sein, wo er ist. Nunmehr erbittet Jesus vom Vater, dass die Verheissung, die er zuvor seinem engeren Jüngerkreis zugesprochen hat, sich für alle erfüllt, die ihm der Vater gegeben hat.

Während sich Glaubende und Liebende aller Zeiten von der Liebe des Vaters bewegen und beseelen lassen, weisen andere sie ab. Der Schmerz darüber gehört zu den grössten Leiden Jesu. Er ist in den Worten zu spüren, die den Schluss des Abschiedsgebetes bilden: „Gerechter Vater, die Welt hat dich nicht erkannt, ich aber habe dich erkannt, und sie haben erkannt, dass du mich gesandt hast. Ich habe ihnen deinen Namen bekannt gemacht und werde ihn bekannt machen, damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen ist und damit ich in ihnen bin“ (Joh 17,25f.). Die Ablehnung der göttlichen Liebe entmutigt Jesus nicht noch schwächt sie seine

10

Liebe ab. Unvermindert schenkt er sie den Seinen. Wie das geschieht deuten die Worte vom Bekanntmachen seines Namens an (Joh 17,26). Durch dieses Offenbaren der Liebe des Vaters können die Glaubenden erkennen, dass Jesus der Gesandte der göttlichen Liebe ist; mit ihm können sie gleichsam die Liebe in Person aufnehmen. Thomas von Aquin kann uns das bewusst machen. In seiner Auslegung des Hohepriesterlichen Gebetes lässt er den Herrn dem Vater sagen: „Dadurch, dass sie dich

erkennen, werde ich, dein Wort, in ihnen sein, und dadurch, dass ich in ihnen bin, wird die Liebe, womit du mich liebst, in ihnen sein, das ist, wird über sie übergeleitet werden, so dass du sie liebst, wie du mich geliebt hast.“⁶ Wahrhaftig: „Da er die Seinen, die in der Welt waren, liebte, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung“ (Joh 13,1), liebte und liebt er sie bis zum Äussersten.

6 Thomas v. Aquin, Vorlesungen über das Johannesevangelium 17, 6.

2. VORTRAG:

EINHEIT VOR UNS.

ANMERKUNGEN ZUR SITUATION DER ÖKUMENE

In jüngster Zeit glichen die ökumenischen Wetterberichte nicht selten denen, die manchem Urlauber Kummer gemacht haben. Ein Tief löste das andere ab. Manchmal regnete es nicht nur in die Ernte hinein, es kam auch zu Hagelschlag, der etliche Früchte zunichte machte. Selbst die guten Meldungen lösten bei vielen nur Skepsis aus. Über die Kurzzeitprognosen hinaus wurde überdies wiederholt eine ökumenische Eiszeit angesagt. Was diese Horrormeldung betrifft kann ich nur sagen: „Wenn alle Eiszeiten gekommen wären, die man angekündigt hat, wäre ich längst den Kältetod gestorben.“

Wie immer es um das ökumenische Klima bestellt sein mag, wir sollten uns nicht allzu lange dabei aufhalten, denn der Einsatz für die Einheit in Christus ist keine Schönwetterangelegenheit; er ist zu jeder Zeit und bei jedem Wetter fällig, ob es stürmt oder schneit, ob die Sonne uns lacht. Für alle Stunden unseres Lebens gelten Jesu . Worte: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“ (Mt 12,30). Die Einheit der Seinen „steht im Zentrum seines Wirkens ... An Christus glauben heisst, die Einheit wollen“¹. Wer ihm folgen will ist gehalten, sich mit ihm dafür einzusetzen, „dass alle eins werden“ (Joh 17,21).

Im Hinblick auf diese elementare Christenpflicht tun wir gut daran, uns auf das zu besinnen, was uns vorgegeben und aufgegeben ist (I). Auf dieser Basis ist zu fragen, was insbesondere in unserer weltgeschichtlichen Stunde zu beachten ist (II). Entsprechend geht es im Folgenden I. um die ökumenischen Vorgaben und II. um die aktuellen Probleme und Chancen.

1 Johannes Paul II., Enzyklika „Ut unum sint“ über den Einsatz für die Ökumene, Rom 1995, n. 9.

2

I. Vorgaben

Die Worte „Einheit vor uns“, die über unserer Besinnung stehen, weisen auf zwei Gegebenheiten hin, die bei aller Unterschiedenheit innerlich zusammengehören:

1. Die Einheit in Christus ist vor uns da. Sie ist ein Werk des Herrn, das unsere Sünden nicht zerstören können.
2. Der Einsatz für die volle Verwirklichung der Einheit in Christus ist eine Aufgabe, die vor uns liegt und uns alle herausfordert.

1. Die Wirklichkeit der Einheit

Bis zur Stunde leiden Kirche und Welt unter der innerchristlichen Spaltung, leider fehlt es nicht an Anschauungsunterricht, der uns deutlich macht, wie tief die Gräben zwischen den Kirchen auch heute noch sind. Es wäre fatal, wollten wir Ernst und Leid der Spaltung bagatellisieren. Trotzdem ist auch hier das „Und dennoch“ des Glaubens gefordert. Allen durch Menschen verursachten Trennungen

zum Trotz weiss der Glaube: „Und dennoch ist Einheit da!“ Die Mauern der Trennung reichen nicht bis zum Himmel.

In einem Wort zur Confessio Augustana hat Johannes Paul II. am 25. Juni 1980 ein anderes Bild gebraucht: Er sprach von einer unvollendeten Brücke. Im Rückblick auf 1530 wie im Hinblick auf unsere Aufgaben heute sagte er, dass seinerzeit „zwar der Brückenbau nicht gelang, dass aber wichtige Hauptpfeiler der Brücke im Sturm der Zeiten erhalten geblieben sind.“ Er fügte hinzu, dass wir in unserer Zeit neu entdeckt haben, „wie breit und fest die gemeinsamen Fundamente unseres christlichen Glaubens gegründet sind.“ Mit anderen Worten: Trotz und in aller Not der Spaltung ist das Geschenk einer wesenhaften Einheit in Christus nicht einfach-

3

hin verloren gegangen. Wir sind als Christen nicht total von einander getrennt, so dass die Einheit erst nach der erfolgten Wiedervereinigung zustande kommen kann. Auch hinsichtlich der Einheit gibt es ein „jetzt schon“ und „noch nicht“: Wir leben jetzt schon in einer wirklichen Einheit, auch wenn es äusserst ernste Trennungsfaktoren zwischen uns gibt. Wir haben nicht Schritte von der Spaltung zur Einheit zu machen; wir sind gerufen, von der gefährdeten und in wichtigen Dimensionen nicht realisierten und daher unvollkommenen Einheit her mit aller Kraft die volle Einheit zu erstreben. Pointiert und zugestandenermassen ein wenig missverständlich können wir sagen: Es geht primär nicht um Wiedervereinigung, sondern um Weitervereinigung! Genau das ist die Aufgabe, die vor uns allen liegt. Auch sie ist uns wie das Einheitsgeschenk selber durch Gottes Gnade vorgegeben.

2. Die weitere Verwirklichung der Einheit

Trotz aller unserer Sünden lässt unser Herr nicht von seinem einheitsstiftenden Handeln ab. „Wie er in den Tod ging, >um die zerstreuten Kinder Gottes zur Einheit zu sammeln< (Joh 11,52), so lebt und wirkt er weiter, >damit alle eins seien< (Joh 17,21). Gegen alle Mächte, die von innen wie von aussen die christliche Einheit bedrohen, bringt er sein Werk durch die Kraft seiner Auferstehung und Erhöhung im Heiligen Geist zum Ziel. Er vollendet, was er begonnen hat.“² Alle Christen sind berufen, das Ihre dazu beizusteuern. Uneingeschränkt gilt das Postulat des Ökumenismusdekretes: Die Einheit „ist Sache der ganzen Kirche, sowohl der Gläubigen wie

2 Gemeinsame römisch-katholische /evangelisch-lutherische Kommission, Wege zur Gemeinschaft,

4

auch der Hirten, und geht einen jeden an, je nach seiner Fähigkeit, sowohl in seinem täglichen christlichen Leben wie auch bei theologischen und historischen Untersuchungen.“³

Angesichts dieser Aufgaben gilt es, einer zweifachen Versuchung zu widerstehen. Nach dem Zeugnis des Epheserbriefs gehört zu dem „einen Leib und dem einen Geist“ die „Berufung zu einer gemeinsamen Hoffnung“ (Eph 4,4). Wir dürfen das Beste hoffen und sind zugleich verpflichtet, das Beste zu tun. Dagegen versündigt sich, wer einer der beiden Formen der Hoffnungslosigkeit verfällt: „Die eine ist die Verzweiflung, die andere die praesumptio. Praesumptio wird gewöhnlich durch >Vermessenheit< übersetzt, obwohl die Verdeutschung durch >Vorwegnahme< nicht nur wortgemässer ist, sondern auch den Sinn sehr genau trifft. Die praesumptio ist die seinswidrige Vorwegnahme der Erfüllung. Auch die Verzweiflung ist Vorwegnahme. Sie ist die seinswidrige Vorwegnahme der Nicht-Erfüllung“⁴. Hinsichtlich des uns aufgetragenen Einsatzes für die volle Einheit in Christus bedeutet das: „Gegen die Hoffnung handelt, wer den jetzigen Status der Ökumene für so schlecht hält, dass keine entscheidende Verbesserung möglich ist, oder für so gut, dass keine entscheidende Verbesserung nötig ist.“⁵ Die Konsequenz liegt auf der Hand: „Der von allen Christen geforderte Dienst an der Einheit muss Ausdruck der unentwegten und unverdrossenen unverkürzten christlichen Hoffnung sein.“⁶

Beide Weisen der Hoffnungslosigkeit berufen sich auf die Weltsituation am Beginn des Dritten Jahrtausends. Für die einen ist sie so

Paderborn u. Frankfurt 1980, n. 6.

3 II. Vatikanisches Konzil, Ökumenismusdekret „Unitatis redintegratio“, n. 5.

4 Josef Pieper, Über die Hoffnung, Leipzig ³1940, 49.

5 Gemeinsame römisch-katholische/evangelisch-lutherische Kommission, Wege zur Gemeinschaft, n.28.

6 Gemeinsame römisch-katholische / evangelisch-lutherische Kommission, Wege zur Gemeinschaft, n. 29.

katastrophal, dass die christliche Einheit zunehmend bedroht ist; für andere ist sie so grossartig, dass sie so oder so der Förderung der Ökumene zu Gute kommt. In beiden Fällen wird meines Erachtens die heutige Situation sowie die Ökumene verkannt. Versuchen wir, uns ein realistisches Urteil zu bilden.

II. Probleme und Chancen

Viele und dazu teilweise entgegengesetzte Phänomene drängen sich auf, wenn man sich ein Bild von der heutigen Weltsituation machen will. Was das Konzil seinerzeit feststellte, hat sich dramatisch weiterentwickelt: „Noch niemals verfügte die Menschheit über soviel Reichtum, Möglichkeiten und wirtschaftliche Macht, und doch leidet noch ein ungeheurer Teil der Bewohner unserer Erde Hunger und Not, gibt es noch unzählige Analphabeten. Niemals hatten die Menschen einen so wachen Sinn für Freiheit wie heute, und gleichzeitig entstehen neue Formen von gesellschaftlicher und psychischer Knechtung. Die Welt spürt lebhaft ihre Einheit und die wechselseitige Abhängigkeit aller von allen in einer notwendigen Solidarität und wird doch zugleich heftig von einander widerstrebenden Kräften auseinandergerissen. Denn harte politische, soziale, wirtschaftliche, rassische und ideologische Spannungen dauern an; selbst die Gefahr eines Krieges besteht weiter, der alles bis zum Letzten zerstören würde. Zwar nimmt der Meinungs austausch zu; und doch erhalten die gleichen Worte, in denen sich gewichtige Auffassungen ausdrücken, in den verschiedenen Ideologien einen sehr unterschiedlichen Sinn. Man strebt schliesslich unverdrossen nach einer vollkommeneren Ordnung im irdischen Bereich, aber das geistliche Wachstum hält damit nicht gleichen Schritt.“⁷ Diese

7 II. Vatikanisches Konzil, Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“, n. 4.

spannungsgeladene Vielfalt weist auf ein erstes epochales Kennzeichen unserer Zeit hin: die Pluralisierung. Für viele ist sie zum Inbegriff der Postmoderne geworden.

Pluralisierung

Unser aller Leben vollzieht sich in einer immer weniger überschaubaren Vielzahl und Vielfalt von Dingen, Personen und Gruppierungen. Es sieht so aus, als zerspalte sich die Menschheit mehr und mehr „in einen variationsreichen Pluralismus der verschiedensten Lebensformen, politisch: in zahlreiche Staaten und gesellschaftliche Gruppen mit unterschiedlichen, ja gegenläufigen Interessen, kulturell: in verschiedene Kulturräume mit nicht nur je besonderer Geschichte und Tradition, sondern auch mit den unterschiedlichsten Wert- und Normsystemen, Brauchtümern und Gewohnheiten, Wahrheitsvorstellungen und ästhetischen Horizonten, religiös: in die mit den einzelnen Kulturen aufs engste verbundenen variabelsten Religionen und religiösen Praktiken, aber auch in den Pluralismus verschiedenster Realisationen innerhalb ein und derselben Religion, wissenschaftlich: in einen Wissenschaftspluralismus, in dem die verschiedenen Grundlagentheorien und Methodenparadigmen unversöhnt nebeneinander Anspruch auf Geltung erheben.“⁸

Viele nehmen diese Pluralität als Alibi für das unverbundene Vielerlei christlicher Lebensformen. Deshalb sehen sie keinen Anlass, sich um einen tragfähigen Konsens in den Grundfragen des Glaubens zu bemühen, noch halten sie eine verbindliche Form der Kirchengemeinschaft für notwendig. Hinsichtlich der ethischen Normen nehmen sie sich radikal widersprechende Positionen ohne weiteres hin, wenn sie diese nicht sogar als Ausdruck des christli-

8 Gisbert Greshake, Der dreieine Gott. Eine trinitarische Theologie, Freiburg ²1997, 492.

chen Reichtums werten und als Zeugnis dafür, dass die Christenheit hinsichtlich des Pluralismus auf der Höhe der Zeit ist. Führt das Phänomen der Pluralisierung zur Ideologie des Pluralismus, dann ist damit zugleich der Relativismus sanktioniert. Ist am Ende alles gleich gültig, dann wird alles bald gleichgültig sein, dann ist man weltweit vom Wesen des Christlichen entfernt, zu dem das Prinzip der unterschiedenen Entscheidung gehört⁹. Was Jürgen Habermas im Blick auf die säkulare Gesellschaft festgestellt hat, ist auch hinsichtlich der christlichen Gemeinschaft bedenkenswert. Er erkennt an, „dass die plurale Gesellschaft einen unbestreitbaren Freiheitszuwachs für den einzelnen erbracht hat. Negativ konstatiert er, dass plurale Gesellschaften fundamentalistische und neoliberale Positionen begünstigen. Fundamentalisten haben Totalitätsansprüche, Neoliberale begünstigen ein >anything goes<, sie sind daher für Habermas in historischer Hinsicht ein Zynismus.“¹⁰ Deshalb ist mit der unumkehrbar gegebenen Pluralität „im Prinzip die Pflicht und die Notwendigkeit der konsensus-orientierten Kommunikation verbunden.“¹¹

Eben das ist eine ökumenische Aufgabe. Mit aller Kraft ist eine konsensus-orientierte Kommunikation anzustreben. Eine solche zielt nicht auf Konfrontation ab, sie sucht den Lebensaustausch im Miteinander. Sie errichtet nicht trennende Mauern, erst recht erhöht sie diese nicht; sie baut Brücken. Sie ist auf die optimale Übereinstimmung aus. Dabei geht es keineswegs um Gleichmacherei und schon gar nicht um eine Verleugnung von Glaubensüberzeugungen. Wohl aber wird ein Konsens erstrebt, welcher der Konkretge-

9 Vgl. Heinrich Schlier, Das bleibende Katholische. Ein Versuch über ein Prinzip des Katholischen. In: ders., Das Ende der Zeit, Freiburg 1971, 297-320.

10 Hans-Georg Ziebertz, in: Georg Hilger, Stephan Leimgruber, Hans-Georg Ziebertz, Religionsdidaktik, München 2001, 72.

11 Ziebertz, in: Hilger u. a., Religionsdidaktik, 72.

stalt der biblisch bezeugten Einheit des Gottesvolkes gemäss ist. In ihr sind Einheit und Vielheit wesenhaft verbunden. „Die Einheit in Christus ist nicht trotz der Vielfalt und gegen sie, sondern mit und in der Vielfalt geschenkt. Das Wirken des einen einenden Gottesgeistes setzt nicht erst ein, wo Getrenntes zu verbinden ist; es schafft unterschiedliche Wirklichkeiten und erhält sie als solche, um gerade sie in die Einheit der Liebe hineinzuführen. Zum einen Leib gehören viele Glieder (1 Kor 12,4-30; Röm 12,4-8; Eph 4,7-16)... In versöhnter Vielfalt sind die unterschiedlichen Glieder Teil eines grösseren Ganzen geworden, in dem die Verschiedenheit nicht nivelliert, sondern profiliert und so in Dienst genommen wird.“¹² Wörtlich lehrt das II. Vatikanische Konzil: „So geben alle in der Verschiedenheit Zeugnis von der wunderbaren Einheit im Leibe Christi; denn gerade die Vielfalt der Gnadengaben, Dienstleistungen und Tätigkeiten vereint die Kinder Gottes, weil >dies alles der eine und gleiche Geist wirkt< (1 Kor 12,11).“¹³

Diese Gegebenheit ist bei der Bestimmung des ökumenischen Zieles zu beachten. Damit ist eine der dringlichsten Aufgaben unserer Zeit genannt. Bis zur Stunde gehen die Zielvorstellungen weit auseinander; viele von ihnen schliessen sich geradezu aus. Das ist mit ein Grund dafür, dass die ökumenische Situation so unterschiedlich und oft geradezu entgegengesetzt beurteilt wird. Viele werden sagen: „Das kann gar nicht anders sein. Haben nicht alle sozusagen von Haus aus bewusst oder unbewusst andere Vorstellungen? Gebraucht nicht jeder die Kriterien, die ihm von seiner Kirche her vertraut sind?“ Zweifellos ist es so, aber muss es dabei bleiben? Gibt es bei aller Respektierung der genannten Gegeben-

12 Gemeinsame römisch-katholische / evangelisch-lutherische Kommission, Wege zur Gemeinschaft, n. 34-36.

13 II. Vatikanisches Konzil, Kirchenkonstitution „Lumen gentium“, n. 32.

heiten nicht doch Massstäbe, die wir miteinander finden und anwenden können? Meines Erachtens kann eine konsensus-orientierte Kommunikation uns in diesen Fragen weiterhelfen. Dabei sind alle gut beraten, wenn sie bedenken, dass die uns zgedachte Einheit nach dem Bild und Gleichnis des drei-

einen Gottes gestaltet ist. In ihm schliesst die Einheit die Vielheit und die Vielheit die Einheit nicht aus; der eine Gott lebt von urher in der Vielheit der drei Personen. Deshalb muss die Verabsolutierung der isolierten Einheit überwunden werden durch die vom wahrhaft Absoluten empfangene Einheit in Vielheit. Es geht also nicht darum, für die Einheit die Vielheit zu opfern noch um der letzteren willen die erste hinzugeben; es kommt darauf an, das lebendige Miteinander, ja Ineinander von Einheit und Vielheit zu suchen, zu sehen und zu leben. Das wird in der gesamten Ökumene um so mehr gelingen, als jede Kirche und jede kirchliche Gemeinschaft in ihrem ureigensten Bereich entsprechend zu handeln versucht. Für die Katholische Kirche lautet der Imperativ gemäss dem Votum des Ökumenismusdekretes: „Alle in der Kirche sollen unter Wahrung der Einheit im Notwendigen je nach der Aufgabe eines jeden in den verschiedenen Formen des geistlichen Lebens und der äusseren Lebensgestaltung, in der Verschiedenheit der liturgischen Riten sowie der theologischen Ausarbeitung der Offenbarungswahrheit die gebührende Freiheit walten lassen, in allem aber die Liebe üben.“¹⁴

Zusammen mit der zunehmenden Pluralisierung wird unsere Zeit durch die Globalisierung geprägt. Auch mit dieser sind ökumenische Probleme und Chancen verknüpft.

14 II. Vatikanisches Konzil, „Unitatis redintegratio“, n. 4.

10

Globalisierung

Jeder von uns kann erfahren, dass wir in einer wachsenden Verbindung einer wachsenden Menschheit leben. Verkehrs- und Nachrichtenmittel machen Fernste zu Nächsten. „Die weltweite computerisierte Kommunikation, die bereits Milliarden von Menschen verbindet,“ führt immer mehr zu „unser aller Vernetzung.“¹⁵ Vom Sport bis zur Kultur vollziehen sich viele Bereiche unseres Lebens in globalen Dimensionen. Die Aussenpolitik wird in zunehmendem Mass zur Weltinnenpolitik. Selbst in überschaubaren Räumen muss das Wirtschaften globale Beziehungen aufnehmen, wenn es bestehen will. Zahlreiche Fakten bestätigen Teilhard de Chardins kühne Zeitansage: „In einer unvorhersehbaren Gestalt wird morgen die Erde >pan-organisiert< erwachen.“¹⁶ In der Tat: „an dem Evolutionspunkt, zu dem wir gelangt sind, würde man eher die Erde daran hindern, sich zu drehen, als die Menschheit, sich zu totalisieren.“¹⁷

Während viele die Globalisierung fürchten und sich als Globalisierungsgegner engagieren, können wir sie unter ökumenischem Aspekt dankbar begrüssen. Praktisch hat ihre Dynamik viel zur ökumenischen Bewegung beigetragen. Vielen Christen ist erst im Kontext der Globalisierung bewusst geworden, dass sie zusammengehören. Vermehrt machen technische Fortschritte, die zur Globalisierung geführt haben, weltweite Kontakte möglich, durch die wir erfahren können, wie die Christgläubigen anderer Kontinente denken und handeln. So können wir hilfreiche Impulse von ihnen empfangen und zugleich ihre Nöte in einer Form miterleben, die früher undenkbar war.

15 Joachim-Ernst Berendt, *Das Leben - ein Klang. Wege zwischen Jazz und Nada Brahma*, München 1998, 201.

16 Pierre Teilhard de Chardin, *Die Zukunft des Menschen*, Olten 1963, 347.

17 Chardin, *Die Zukunft des Menschen*, 300.

11

Auf diese Weise rückt uns die vielerorts virulente Gefährdung der Schöpfung auf den Leib. Wir werden überdies mit ungerechten Strukturen konfrontiert, unter denen die heutige Menschheit zu leiden hat. Wir werden in kriegerische Auseinandersetzungen einbezogen, die sich irgendwo ereignen und bald schon auch uns unmittelbar bedrohen können. Für viele Mitchristen sind diese Notstände von einer solchen Bedeutung für die Menschheit, dass sie sich nur noch mit ihnen befassen und nicht mehr auf die Einheit im Glauben aus sind. Etliche Vertreter der Dritten Welt halten die Glaubensprobleme der europäischen und nordamerikanischen Christen und die mit ihnen befassten Dialoge für längst überholt. Sie erklären: „Die Rechtfertigung des Sünders ist uninteressant; entscheidend ist der Kampf um die Gerechtigkeit. Das ist ein Kampf ums Überleben nicht nur derer, die unmittelbar unter der schreienden Ungerechtigkeit leiden; unsere globale Verbundenheit bringt es mit sich, dass es ums Überleben der Menschheit geht.“ Zweifellos laufen wir im Abendland Gefahr, den Ernst dieser Her-

ausforderung zu verkennen. Geschieht das auf Dauer, dann ist in der Tat die christliche Ökumene bedroht. Andererseits hätte es ebenso fatale Folgen, wenn das eigentlich Christliche zugunsten von sozialen und politischen Initiativen verlassen würde. Das würde sich nicht zuletzt auf die Lösung der genannten Probleme auswirken. Diese sind ja mit äusseren Mitteln allein nicht zu bewältigen, sie hängen wesentlich von geistigen und geistlichen Entscheidungen ab. Die Umweltfrage ist letztlich eine Innenweltfrage. Die Gerechtigkeit wird erst voll verwirklicht, wenn im Glauben erkannt und bejaht wird, dass alle Menschen Kinder Gottes sind und dass unser aller Vater den Einsatz für die Gerechtigkeit von uns allen fordert. Frieden wird es erst dann geben, wenn der Friede, den Christus gebracht hat, empfan-

12

gen und weitergegeben wird, wenn möglichst viele dem biblischen Appell folgen: „Suche den Frieden, und jage ihm nach“ (Ps 34,15).

Die Bewahrung der Schöpfung, die Verwirklichung der Gerechtigkeit und des Friedens in aller Welt werden nur gelingen, wenn alle Religionen und Weltanschauungen das Ihre dazu beitragen. In unserer Zeit ist das in neuer Weise möglich und nötig. Durch die Globalisierung kommen Christen allenthalben in einer bislang unbekannt Form mit Anhängern anderer Religionen zusammen. Viele empfinden das als eine Bedrohung des christlichen Glaubens. In der Tat gibt es zwei Gefährdungen, die vielfach nicht als solche erkannt werden. Sie lassen sich mit den Schlagworten Synkretismus und Fundamentalismus markieren. In der Begegnung mit den Weltreligionen sind viele versucht, diese allesamt als gleichartig und gleichwertig mit dem christlichen Glauben anzusehen. Das führt einerseits zu einem Relativismus, in dem Wesentliches der Christuswahrheit preisgegeben wird; andererseits gibt es das Bemühen, aus allen Religionen das herauszuholen, was einem zusagt, und es zu einem künstlichen Gebilde zusammensetzen. Das praktizieren viele einzelne Christen, die meinen, sich ein selbstgewähltes Menu zusammenstellen zu können; darüber hinaus gibt es Theorien, die mehr oder weniger deutlich vom Synkretismus bestimmt sind. Manche meinen sogar, auf solche Weise zu einer Superreligion zu kommen, die besser ist als alle bisherigen Religionen. Wenn sie noch so gut gemeint sein mögen wirken sich solche Praktiken und Theorien verheerend auf den Glauben und damit auf die christliche Ökumene aus. Angesichts solcher Gefährdungen ist es verständlich, dass etliche ihr Heil im Fundamentalismus suchen. Sie ziehen sich auf das zurück, was sie für das Wesentliche des Christentums halten, versperren sich jedem Dialog und verweigern damit den

13

Nichtchristen das authentische Glaubenszeugnis. Oft trennen sich fundamentalistisch Agierende selbst von ihren Mitchristen; sie sehen sich selber als die einzigen Glaubenshüter und verdächtigen alle, die sich ihnen nicht anschliessen.

Synkretismus und Fundamentalismus werden erst dann überwunden, wenn es gelingt, den ihnen zugrunde liegenden legitimen Intentionen gerecht zu werden. Zum einen muss alles getan werden, um das Positive in den nichtchristlichen Religionen angemessen zu würdigen; zum anderen gilt es, aus der Mitte des christlichen Glaubens heraus zu werten und zu handeln. Mit anderen Worten: Es muss das rechte Verhältnis von Dialog und Mission gefunden werden. Hilfreiche Impulse dazu finden sich in den „Überlegungen und Orientierungen zum interreligiösen Dialog und zur Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi“, die vom Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog und von der Kongregation für die Evangelisierung der Völker gemeinsam herausgegeben worden sind¹⁸. Im Blick auf den Dialog mit den Religionen erinnern sie an die Aussage des Papstes: „Der Dialog hat seinen Platz im Heilsauftrag der Kirche; deshalb ist er ein Heilsdialog.“¹⁹ Im Anschluss an dieses Zeugnis wird expliziert: „Der interreligiöse Dialog hat nicht nur gegenseitiges Verständnis und freundschaftliche Beziehungen zum Ziel. Er erreicht die viel tiefere Ebene des Geistes, auf der Austausch und Teilhabe im gegenseitigen Glaubenszeugnis und der gemeinsamen Erforschung der jeweiligen religiösen Überzeugung bestehen. Im Dialog sind Christen und Nichtchristen dazu eingeladen, ihren religiösen Einsatz zu vertiefen und mit zunehmender Ernsthaftigkeit auf Gottes persönlichen Anruf und seine gnadenvoll-

18 Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog / Kongregation für die Evangelisierung der Völker, Dialog und Verkündigung, Rom 1991.

le Selbsthingabe, die, wie uns unser Glaube sagt, sich durch die Vermittlung Jesu Christi und das Werk des Geistes ereignet, zu antworten.²⁰ Aufgrund dieser Bewertung ist festzuhalten: „Interreligiöser Dialog und Verkündigung finden sich zwar nicht auf derselben Ebene, sind aber doch beide authentische Elemente des kirchlichen Evangelisierungsauftrags. Sie sind eng aufeinander hingebunden, aber nicht gegeneinander austauschbar: Wahrer interreligiöser Dialog setzt von Seiten der Christen den Wunsch voraus, Jesus Christus besser bekannt und anerkannt zu machen und die Liebe zu ihm zu wecken; die Verkündigung Jesu Christi muss im dialogischen Geist des Evangeliums erfolgen. Die beiden Vollzüge bleiben voneinander unterschieden, aber es kann, wie die Erfahrung zeigt, ein und dieselbe Ortskirche, ein und dieselbe Person an beiden in verschiedener Weise beteiligt sein.“²¹ Mehr noch: „Alle Christen sind dazu aufgerufen, sich an der doppelten Aufgabe der Kirche des einen Sendungsauftrags in Dialog und Verkündigung zu beteiligen.“²²

Das fruchtbare Miteinander der Christen und Nichtchristen ist eine wichtige Hilfe angesichts einer fundamentalen Gefährdung, die sie allesamt betrifft: Der christliche Glaube und damit die Ökumene sowie die Weltreligionen werden miteinander durch den modernen Säkularismus bedroht. Er ist mehr als ein leidiges Randphänomen; er ist eine in vielen Lebensbereichen sich auswirkende Macht.

Säkularisierung

Viele Fakten haben die Flut der Säkularisierung ausgelöst, die sich allenthalben verheerend auswirkt. Wissenschaft und Technik haben das Verhältnis aller Menschen zur Welt, in der sie leben,

20 Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog, Dialog und Verkündigung, n. 40.

21 Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog, Dialog und Verkündigung, n. 77.

22 Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog, Dialog und Verkündigung, n. 82.

grundlegend verändert. Während der Mensch früher in dem ihn umfangenden Kosmos eine höhere Mächtigkeit und eben darin die Offenbarung einer höchsten Macht fand, steht er jetzt vor seiner Tat und erfährt seine Macht, aber auch seine Ohnmacht. Hinzu kommt, dass elementare Weisen des Zusammenlebens eine tiefgreifende Veränderung mitmachen. Besonders davon betroffen sind die Familien. In dem Maße wie sie beeinträchtigt werden schwindet eine der wichtigsten Quellen religiösen Lebens. Die Dynamik der Säkularisierung einzelner Bereiche ist derart, dass ihr Übergreifen auf alle Räume nur eine Frage der Zeit zu sein scheint. Schon heute ist im Geist vieler dieser letzte Schritt bereits getan. Es gibt ein Säkularisierungsverständnis, das schlechthin die ganze Wirklichkeit umgreift. Nicht dieser oder jener Teil nur, nein die ganze Welt wird als „weltlich“, als in sich stehende, absolut eigengesetzliche, als geschlossene Realität erkannt und geliebt. In dem Maße, wie das geschieht, scheint es keinen Platz mehr für den Glauben und die Religion zu geben.

In dieser Situation ist es geboten, möglichst gemeinsam die Tore dieses geistigen Gefängnisses zu öffnen und die Freiheit des Menschen neu zu gewinnen. Den Christen ist insbesondere aufgetragen, sich auf Grundaussagen der Heiligen Schrift zu besinnen und sich mehr als bislang auf den Grundauftrag des Glaubens zu konzentrieren. Das biblische Zeugnis versichert uns, dass der allmächtige Gott unsere ganze Welt in Freiheit geschaffen hat und zwar so, dass alle Dinge in einer gottgeschenkten Eigenart da sind. „Durch ihr Geschaffensein selber nämlich haben alle Einzelwirklichkeiten ihren festen Eigenstand, ihre eigene Wahrheit, ihre eigene Gutheit sowie ihre Eigengesetzlichkeit und ihre eigenen Ordnungen, die der Mensch unter Anerkennung der den einzelnen Wissenschaften und

Techniken eigenen Methode achten muss.“²³ Wird das in der rechten Weise praktiziert, dann kann es niemals zu einem „echten Konflikt mit dem Glauben kommen, weil die Wirklichkeiten des profanen Bereichs und die des Glaubens in demselben Gott ihren Ursprung haben.“²⁴ Mehr als bislang sollte im

innerchristlichen Dialog die Schöpfungsbotschaft bedacht werden, damit sie möglichst gemeinsam in den Dialog mit den Weltreligionen eingebracht werden kann.

Von wahrhaft fundamentaler Bedeutung ist es, sich vermehrt auf das Glaubensgeschehen zu konzentrieren. „Glaubt ihr nicht, dann bleibt ihr nicht“ (Jes 7,9). Dieses Prophetenwort gilt nicht zuletzt der gesamten ökumenischen Bewegung. Die Einheit, die ihr gottgegebenes Ziel ist, ist wesentlich Einheit im Glauben. Deshalb muss weiterhin der Konsens in den Glaubenswahrheiten gesucht werden. Darauf hinzuweisen ist leider notwendig geworden, da sich die Stimmen mehren, die den innerchristlichen Glaubensdialog diffamieren. Sie vertreten die Meinung, im Dialog solle es um alle möglichen Praxisprobleme gehen; man möge vereinbaren, was man miteinander tun kann, aber die Glaubensfragen gefälligst vermeiden. Manchmal wird hinzugefügt: „In ihnen gibt es ohnehin kein Einverständnis.“ Dieser Pessimismus ist unberechtigt. Die Ergebnisse des bisherigen ökumenischen Dialoges können uns eines Besseren belehren. Die Meinung: „Glaube trennt, Dienst verbindet“, die man in den Anfängen der modernen ökumenischen Bewegung vertreten hat, ist längst überholt. Angesichts etlicher ethischer Dissense kann man mit grösserem Recht sagen: „Der Dienst trennt, der Glaube verbindet.“ Hunderte von Seiten bezeugen eine wachsende Ü-

23 II. Vatikanisches Konzil, „Gaudium et spes“, n. 36. 24 11. Vatikanisches Konzil, „Gaudium et spes“, n. 36.

17

bereinstimmung im Glauben²⁵. Aus ihrer Fülle sei der Faith and Order-Text herausgegriffen, der 1991 publiziert wurde: „Gemeinsam den einen Glauben bekennen“²⁶. Hinzugefügt sei die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“, die am 31. Oktober 1999 in Augsburg von Repräsentanten der Katholischen Kirche und des Lutherischen Weltbundes feierlich unterzeichnet worden ist. Die Freude über die uns geschenkten Glaubenszeugnisse wird durch das Faktum getrübt, dass diese bislang nicht hinreichend rezipiert worden sind. Allzu vieles ist auf dem Papier verblieben und noch nicht in den Blutkreislauf der Kirche eingegangen. Nachdrücklich hat der Papst herausgestellt: Die Dialogergebnisse „dürfen nicht Aussagen der bilateralen Kommissionen bleiben, sondern müssen Gemeingut werden. Damit das geschieht und sich auf diese Weise die Gemeinschaftsbande festigen, bedarf es einer ernsthaften Untersuchung, die in verschiedenen Weisen, Formen und Zuständigkeiten das Volk Gottes als ganzes einbeziehen muss.“²⁷

Lassen Sie mich hinzufügen, dass speziell gottesdienstliche Feiern die Rezeption fördern können: In ihnen kann für das Erreichte gedankt und für das Versagen um Verzeihung gebetet werden; hier vor allem ist durch die Fürbitte für die noch offenen Fragen die Hilfe des Herrn zu erflehen. Im Blick auf die fällige Rezeption bewahrheitet sich die Konzilsaussage, dass der geistliche Ökumenismus „als die Seele der ganzen ökumenischen Bewegung anzusehen“ ist²⁸. Er kann von jedem Christen praktiziert werden, er muss es!

25 Harding Meyer, Hans Jörg Urban, Lukas Vischer (Hg.), Dokumente wachsender Übereinstimmung. Sämtliche Berichte und Konsentexte interkonfessioneller Gespräche auf Weltebene, 2 Bde (Bd. 1:1931-82; Bd. 2: 1982-90), Paderborn u. Frankfurt 1983, 1992.

26 Gemeinsam den einen Glauben bekennen. Eine ökumenische Auslegung des apostolischen Glaubens, wie er im Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel (381) bekannt wird, Studiendokument der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung, Frankfurt u. Paderborn 1991.

27 Johannes Paul II., „Ut unum sint“, n. 80.

28 II. Vatikanisches Konzil, „Unitatis redintegratio“, n. 8.

Marienbetrachtung mit der Orthodoxen Kirche

„SEI GEGRÜSST, UNVERSÖHNLICHES HAST DU VERSÖHNT“

Wenn wir wahrhaft ökumenisch denken und handeln wollen, müssen wir uns von einer dreifachen Einengung freimachen, die allenthalben zu beobachten ist. Sie findet sich auch bei vielen, die besten Willens sind. Die Rede ist (1) von der Reduktion der Ökumene auf das bilaterale Verhältnis von katholischen und evangelischen Christen; (2) von der Begrenzung des ökumenischen Einsatzes im allgemeinen auf einige möglichst spektakuläre Sonderaktionen; (3) von der Beschränkung des ökumenischen Gesprächs auf Kontroversfragen und auf Kompromissversuche.

Die Begegnung mit den orthodoxen Schwesterkirchen kann dazu beitragen, uns von diesen selbst-fabrizierten Fesseln zu befreien. (1) Es gibt uns Katholiken Gelegenheit, einen der wichtigsten, uns besonders nahe stehenden ökumenischen Partner besser kennenzulernen, der auch in der Geschichte der modernen ökumenischen Bewegung Pionierdienste geleistet hat. (2) Wir können im Blick auf gemeinsam bekannte Glaubensgegebenheiten lernen, dass auch in der Ökumene das, was wir von Gott empfangen wichtiger ist als das, was wir bewerkstelligen können. Die Einheit, die wir suchen, ist zuerst seine Sache. Je mehr wir offen sind für alle seine Gaben, um so mehr wird die Einheit unter uns Wirklichkeit. (3) Auch wenn es zwischen Orthodoxen und Katholiken im Blick auf die Mutter des Herrn Fragen und Probleme gibt, über die man Streitgespräche führen kann, verpflichtet uns die Glaubensgeschichte unserer Kirchen, zuerst und zumeist das uns Verbindende in den Blick zu fassen. Dabei kann sich etwas ereignen, was uns der vollen Einheit ein gutes Stück näher bringt: ein lebendiger Austausch der Glaubens- und Lebenserkenntnisse und -erfahrungen. Wie es eine der

2

schlimmsten Wunden der Spaltung ist, dass die voneinander Getrennten ohne die Hilfe ihrer Schwestern und Brüder ihren Glaubensweg suchen und gehen müssen, so kann die im wechselseitigen Geben und Nehmen wachsende Einheit dazu beitragen, aus diesem Defizit herauszukommen.

Im Hohenlied der Liebe heisst es von dieser: „Sie freut sich (mit) an der Wahrheit“ (1 Kor 13,6). Dass diese Mitfreude an der Wahrheit bei uns unterentwickelt ist, hat sicher den „tierischen Ernst“ mit verursacht, unter dem die Ökumene nicht selten zu leiden hat. Diese Freude findet nur, wer Tag und Nacht die Wahrheit beherzigt, die Theodor Haecker an den Anfang seiner „Tag- und Nachtbücher“ gestellt hat: „Misstrauere jeder Freude, die nicht auch Dankbarkeit ist!“¹

Lassen Sie uns deshalb einiges von dem betrachten, was wir dem orthodoxen Zeugnis über die Mutter des Herrn verdanken; auch wenn es sich in anderen Formen zeigt als wir es gewöhnt sind, kann es uns helfen, dass wir uns dankbar miteinander an der Wahrheit freuen. Dabei sollten wir den ernstesten Hintergrund nicht ausser Acht lassen, an den das II. Vatikanische Konzil erinnert hat. Es hat betont, „dass die Kirchen des Orients von Anfang an einen Schatz besitzen, aus dem die Kirche des Abendlandes in den Dingen der Liturgie, in ihrer geistlichen Tradition und in der rechtlichen Ordnung vielfach geschöpft hat.“ Dieser Feststellung haben die Konzilsväter die weitere angeschlossen, die wir gebührend ernst zu nehmen haben: „Jene Kirchen haben für die Bewahrung dieses Glaubens viel gelitten und leiden noch heute.“² Am meisten verbindet die orthodoxe und die katholische Kirche die gemeinsam festgehaltene Grundwahrheit, „dass der Emmanuel wahrhaftig Gott und

1 Th. Haecker, Tag- und Nachtbücher, München 1949, 17.

2 II. Vatikanisches Konzil, Ökumenismusdekret n. 14.

3

deshalb die heilige Jungfrau Gottesgebärerin ist“ - so das Konzil von Ephesus (431)³; ausführlicher heisst es im II. Konzil von Konstantinopel (553) von Jesus Christus: er wurde „aus der heiligen glorreichen Gottesgebärerin und immerwährenden Jungfrau Maria“ geboren⁴. Damit sind die drei Komponenten genannt, auf die sich das orthodoxe Glaubenszeugnis konzentriert: Gottesmutter (Theotókos), Jungfrau (Parthénos bzw. Aeiparthénos), Allheilige (Panhagia). Sie prägen auch die Einzelzeugnisse, von denen einige herausgegriffen werden sollen. Sie begegnen uns in den folgenden Lebensbereichen:

1. in der Eucharistie,
2. im Stundengebet,
3. in Ikonen,
4. im Kirchenjahr,
5. in der ökumenischen Bewegung.

1. Eucharistie

In jeder „Göttlichen Liturgie“ wird der Mutter des Herrn ein zentraler Platz zugewiesen. In dem Ritus der Vorbereitung, der sogenannten Proskomidie, findet das einen symbolischen Ausdruck, wenn die Opfertgaben bereitet werden. Mit der „heiligen Lanze“ teilt der Priester Brot und ordnet die einzelnen Stücke beziehungsreich auf der Patene, dem „Diskus“, an. Als erstes kommt das „Lamm“, das Christus symbolisierende Hauptstück. Rechts von ihm erhält der zweitgrösste Teil einen Ehrenplatz. Dabei betet der Priester: „Zu Ehren und zum Gedächtnis unserer allerseligsten und glorreichen Herrin, Gottesmutter und immerwährenden Jungfrau Maria, durch deren Fürbitte, o Herr, du dies Opfer auf deinen himmlischen Altar

- 3 H. Denzinger, Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, hg. v. P. Hünermann, Freiburg ³⁷1991, n. 252, S. 126.
- 4 A. a. O., n. 422, S. 195.

4

aufnehmen wollest.“ Ferner: „Die Königin stand zu deiner Rechten, mit goldgewirktem, reichgesticktem Gewande bekleidet.“⁵ Alle anderen Partikel, die für die Gemeinschaft im Himmel und auf Erden stehen, sind kleiner; sie werden auf der anderen Seite und unten platziert: Maria kommt im Himmel und in der Liturgie eine einzigartige Stellung zu.

Wiederholt wird das auf dem Diskus Demonstrierte in Lobgesängen und Fürbitten artikuliert. So schliessen die grossen Friedensbitten, die Ektenien, mit den Worten: „Unserer allheiligen, reinsten, hochgelobten und ruhmreichen Gebieterin, der Gottesgebäerin und immerwährenden Jungfrau Maria mit allen Heiligen gedenkend, lasst uns selbst und einander und unser ganzes Leben empfehlen Christus unserem Gott.“⁶

Im Hochgebet wiederum wird das Opfer dargebracht für alle, „die im Glauben gestorben sind“, „insbesondere für unsere allheilige, unbefleckte, hochgepriesene, glorreiche Königin, die Gottesmutter und immerwährende Jungfrau Maria.“⁷ Der Chor singt dazu: „In Wahrheit ist es recht, dich zu preisen, die Gottesgebäerin, die allzeit hochselige und unbefleckte Mutter unseres Gottes, die ehrwürdiger ist als die Cherubim und unvergleichlich herrlicher als die Seraphim, die du unversehrt Gott das Wort geboren hast, du wahrhafte Gottesgebäerin, dich lobpreisen wir.“⁸ So wird in jeder Eucharistie bezeugt, wie innig das Mysterium der Menschwerdung aus Maria, der Jungfrau, mit dem gesamten Wirken Jesu Christi und seiner Kirche verbunden ist.

- 5 Die Göttliche Liturgie unseres hl. Vaters Johannes Chrysostomus, hg. v. P. de Meester, München ²¹1938, 17.
- 6 A. a. O., 33.
- 7 A. a. O., 81.
- 8 A. a. O., 83.

5

2. Stundengebet

Zur vollen Entfaltung kommt der Lobpreis Mariens im Stundengebet. Es ist in der orthodoxen Kirche nicht nur Sache des Klerus und der Klöster. Das Morgengebet und die Vesper gehören zum liturgischen Leben jeder Gemeinde. Auch das ist eine Anfrage an uns und eine Anregung für uns!

Gern benutze ich diese Gelegenheit, an einen unserer ökumenischen Märtyrer zu erinnern, an den Franziskaner P. Kilian Kirchhoff. Mit seinen Übertragungen hat er vielen die Schätze der orthodoxen Hymnen erstmals zugänglich gemacht. Eins seiner Bücher ist ausschliesslich marianischen Texten ge-

widmet: „Über dich freut sich der Erdkreis. Marienhymnen der byzantinischen Kirche“ (Münster 1940, 21960).

Aus der unüberschaubaren Fülle der marianischen Texte sei stellvertretend einer der ältesten zitiert, der Hymnos Akáthistos. Er zeigt die Treue zur Überlieferung ebenso wie die Tiefe der Meditation und die Kühnheit des Denkens. Als erstes kommt das Geheimnis der Gottesmutter zur Sprache:

„Sei gegrüsst, von Uranfang des Friedefürsten Thron;
sei gegrüsst, denn du trägst den, der alles trägt.
Sei gegrüsst, du Stern, der offenbart die Sonne;
sei gegrüsst, aus deinem Leib wird Gott der Menschensohn.
Sei gegrüsst, aus dir wird die Schöpfung neu geboren;
sei gegrüsst, durch dich wirkt der Schöpfer ungeboren als Kind.“⁹

Dass dieses Mysterium Werk der göttlichen Gnade ist und zugleich deren Anfang sowie die Pforte zu ihr, besingen die Anrufungen:

„Sei gegrüsst, der Wunder Christi bist du der Anbeginn;
sei gegrüsst, der Inbegriff von allen seinen Lehren bist du.
Sei gegrüsst, Himmelsleiter, darauf Gott herniederstieg;

9 E. M. Zumbroich, Das Geheimnis der Gottesmutter - Hymnus Akathistos -, Gaildorf 1976, 1.

6

sei gegrüsst, unsere Brücke von der Erde zum Himmelreich.“¹⁰

Die existentielle Bedeutung für uns wird bilderreich zur Sprache gebracht, wenn es heisst:

"Sei gegrüsst, du starker Halt des Glaubens;
sei gegrüsst, du lichte Offenbarung der Gnade.
Sie gegrüsst, durch dich wird die Unterwelt entmachtet;
sei gegrüsst, von dir sind wir im Glauben ermächtigt.“¹¹
„Sei gegrüsst, Blüte der Unvergänglichkeit;
sei gegrüsst, Sieg der Gewaltlosigkeit.
Sei gegrüsst, der Auferstehung leuchtende Spur ...
Sei gegrüsst, den Ziellosen hast du den Weg gewiesen;
sei gegrüsst, anheimgestellt hast du den Unfreien die Freiheit.“¹²

Schliessen wir mit der ökumenisch verheissungsvollen Anrufung:

„Sei gegrüsst, Unversöhnliches hast du versöhnt.“¹³

Ich freue mich darüber, dass dieser Hymnus wiederholt auch in katholischen Gottesdiensten erklingt. Die Hilfe des anderen in die Liturgie einbeziehen ist besser, als über sie zu diskutieren. Hoffen wir, dass die vielen Anregungen des Textes aufmerksame Hörer und tapfere Täter finden.

Leichter noch als Worte haben gemalte Marienbilder der orthodoxen Kirchen bei uns Zugang gefunden. Für sie schulden wir speziellen Dank.

3. Ikonen

Als erstes ist festzuhalten, dass die weitaus meisten und schönsten Ikonen das Bild Mariens wiedergeben. Bedeutsamer ist indes ihr Ort in den Ikonostasen der Kirche. Er spiegelt wider, was in den eucharistischen Texten zur Sprache kommt. Die wichtigsten Darstel-

10 A. a. O., 3.

11 A. a. O., 7.

12 A. a. O., 13.

13 A. a. O., 15.

7

lungen finden sich in zentraler Position, der mittleren der drei Türen, der königlichen Pforte zugeordnet. Deren Flügeltür zeigt Mariä Verkündigung. links und rechts der Hauptpforte ist das eschatolo-

gische Doppelbild der Deesis mit Maria und Johannes dem Täufer. Im obersten Bereich der Ikonostase ist in der Mitte die „Muttergottes des Zeichens“ zu sehen: Maria mit ausgebreiteten Händen als Beterin, vor ihrer Brust in einem Lichtkreis das vom Propheten Jesaja verheissene Zeichen (Jes 7, 14), der Emmanuel, Gott ist mit uns. So reicht der Bogen von der Verheissung des Erlösers über die wichtigste heilsgeschichtliche Entscheidung bis hin zur Fürbitte vor dem wiederkommenden Herrn. Die Festtagsikonen fügen etliche weitere Motive und Stationen hinzu.

Bei all dem gilt es, die besondere Eigenart der Ikonen zu beachten. Sie sind anders als die Bilder in unserer Tradition und erst recht als unsere Gegenwartskunst. Sie sind gestaltgewordene Gebete, die wiederum zur betenden Begegnung inspirieren sollen. Sie sind mehr „Fenster“ als „Bild“, sie sind weniger zum „An-schauen“ als zum „Durch-schauen“ da. So sehr sie das Abgebildete „repräsentieren“, sie behalten ihre Transparenz. Sie wollen den Beter weiter leiten, letztlich zu dem einen eikón Gottes, der uns in Christus geschenkt ist. Von daher lässt sich sagen: Maria ist für die Orthodoxie jene Ikone der Gnade, die mehr als alle anderen auf den einen Herrn hinweisen kann.

Das macht verständlich, dass die Orthodoxie durch eine Vielzahl von Marienfesten immer wieder dazu einlädt, sich an sie zu wenden, um durch sie zum Herrn hingeführt zu werden.

8

4. Kirchenjahr

Mit Freude können wir feststellen, dass die orthodoxen und die katholischen Kirchen dieselben Geheimnisse in grossen Festen feiern.

Über unsere gemeinsamen Feste hinaus finden wir in den orthodoxen Kirchen etliche Feiertage, die uns nicht vertraut sind, z. B. das Fest Empfängnis der Mutter Anna (9.12.), das Fest des Eintritts Mariä in den Tempel (21.11.), das Fest der Niederlegung ihres Schleiers, auch Mariä Schutz genannt (1.10.), das Fest der Niederlegung ihres Gürtels (31.8.). Hinzu kommen Einzelfeste besonderer Marienikonen.

Analog zu unserem marianischen Mai wird der August als Marienmonat gefeiert. Dazu gehört das sogenannte Marienfasten, die vierzehntägige Fastenzeit vor dem Hochfest der Entschlafung der Gottesmutter (15.8.), das wir als Aufnahme Mariens in den Himmel bezeichnen.

Besonders bedenkenswert ist, dass sowohl die Feste der Unbefleckten Empfängnis wie das der Aufnahme Mariens in den Himmel historisch gesehen vom Orient her zu uns gelangt sind. Auch wenn die Festgeheimnisse anders zum Ausdruck gebracht werden, verbindet uns erneut die Mitfreude an der Wahrheit. Zugleich werden wir an unsere gemeinsame Aufgabe gemahnt, Gottes Heilswirken in und durch Maria denen zu bezeugen, die bislang keinen Zugang dazu gefunden haben. Damit ist ein letzter Aspekt berührt, der nochmals zum Dank an die orthodoxen Kirchen Anlass gibt:

5. Ökumenisches Engagement

Innerhalb der ökumenischen Bewegung haben orthodoxe Christen wiederholt ihr Glaubenszeugnis über die Mutter des Herrn eingebracht. Dabei haben sie öfter Gehör gefunden als analoge katho-

9

liche Stimmen. Stellvertretend für viele sei an Sergej Bulgakow erinnert. Vom Marxismus hatte er zur orthodoxen Kirche zurückgefunden. Nach seiner Ausweisung aus der Sowjetunion wirkte er seit 1925 am Institut St. Serge in Paris. Auf der 1. Weltkonferenz für „Glauben und Kirchenverfassung“ 1927 in Lausanne hat er bei den Erörterungen über das Glaubensbekenntnis auf die marianischen Fakten hingewiesen. Er tat es so, dass man es als Anfrage und als Anregung ernst nehmen musste. Wörtlich sagte er: „Die Gemeinschaft der Heiligen ist nicht eine abstrakte Idee, sondern eine Tatsache. Die Heiligkeit, die in der Kirche lebt, ist die Heiligkeit der Menschheit Christi. Die Menschheit Christi aber ist zugleich die Menschheit des heiligsten aller Geschöpfe, der Gottesmutter (Theotokos), der unbefleckten Jungfrau Maria. Der Glaube an die Menschwerdung Gottes, den das Nicaenum ausspricht, kann von der Verehrung der Mutter Gottes nicht getrennt werden, die das Haupt der ganzen kirchlichen Menschheit ist, die Mutter des Menschengeschlechts. Nichts geschieht in der Kirche ohne ihr Gebet. Sie, die Mutter und Braut des Lammes, mitsamt den Engeln und Heiligen, ist mit uns verbunden in der

Einheit der Liebe der Kirche. Vielleicht können sich noch nicht alle hier Versammelten heute in diesem Gebet vereinigen. Aber was heute nicht möglich ist, kann morgen möglich sein¹⁴. Bald darauf schrieb Bulgakow: „Solange aber diese rätselvolle Abneigung des Protestantismus gegen jede Marienverehrung besteht, ist eine wirkliche Wiedervereinigung der Kirche eine Unmöglichkeit“, denn „ein richtige Lehre von der Kirche ist nicht möglich ohne eine Mariologie“¹⁵.

Derselbe Theologe mag uns auch ein Spezifikum der orthodoxen Marienlehre verdeutlichen, das Beachtung verdient und eine drin-

14 H. Sasse (Hg.), Die Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung, Berlin 1929, 269.

15 In: Hochkirche 6/7 (1931) 244.

10

gende Anfrage an unsere Theologie und Verkündigung darstellt. Bulgakow schreibt: „Die Jungfrau ist die Rechtfertigung, das Ziel und der Sinn der Schöpfung, somit die Glorie, d. h. der Ruhm, der Glanz, die Ehre der Welt. In ihr ist Gott schon alles geworden.“¹⁶ Sie ist „das Herz der Welt. In ihr ist die Schöpfung ... völlig vergottet.“¹⁷

Hier zeichnet sich ein Existenz- und Kosmosbezug ab, der uns nachdenklich machen muss. Von ihrem Verständnis der Menschwerdung, der Auferstehung und der Geistsendung her sind die Ostkirchen in hohem Mass von der mit Christus beginnenden Verwandlung bzw. Verklärung der Welt fasziniert. Maria erscheint als Kulminationspunkt dieses Geschehens. Für einige steht sie zugleich an dessen Anfang: So wenigstens sehen es jene Theologen, die sie mit der himmlischen Sophia verbinden, wenn nicht gar identifizieren. Meiner Überzeugung nach sind gerade die zuletzt genannten Aspekte in der heutigen Ökumene- und Weltsituation höchst bedeutsam. Nach einer langen Zeit der Vergötzung der Natur, der Technik und des Fortschritts laufen wir Gefahr, deren Diffamierung, wenn nicht gar Dämonisierung zum Opfer zu fallen. Lassen wir uns vom Zeugnis der orthodoxen Kirche animieren, zuerst nach der Ordnung und Wertung des Schöpfers zu fragen, die uns der Erlöser erschlossen hat, der durch den Heiligen Geist aus der Jungfrau Maria geboren wurde. Maria ist Gottes Ikone vom neuen Himmel und der neuen Erde. So ist sie Zeichen der Hoffnung, Ursache unserer Freude und Anruf des Herrn an uns alle, möglichst gemeinsam zu handeln.

Am Schluss unserer Besinnung möchte ich orthodoxe Mariengebete aufnehmen, deren Übersetzung wir P. Kilian Kirchoff verdanken. Als er vor dem Volksgerichtshof stand, herrschte der berüch-

16 In: J. Guittou, Die Jungfrau Maria, Colmar 1957, 229.

17 In: H. Graef, Maria. Eine Geschichte der Lehre und Verehrung, Freiburg 1964, 412.

11

tigte Präsident Roland Freisler ihn an: „Was liegt uns an der Anfreundung der byzantinischen Kirche!“ „Was tun wir mit Hymnen! Heute Hymnen? - Hymnen! Wir müssen siegen!“¹⁸

Dankbar sagen wir heute: „Ja, Hymnen! Ja, Anbetung des dreieinen Gottes! Ja, Lobpreis der Mutter des Herrn! Nur so ist der Sieg uns gewiss!“

Im Nachlass des am 24. April 1944 Hingerichteten fanden sich folgende Texte:

„Alle deine Mysterien überragen die Einsicht, Gottesmutter, über alles sind sie gepriesen. Als mit Reinheit gesiegelte, durch Jungfräulichkeit behütete, untrügliche Mutter wardst du erkannt: du gebarst den wahrhaftigen Gott. Ihn flehe an um unsrer Seelen Errettung.“¹⁹

„Der da wohnt in den Himmeln, der Herr, der Bildner des Alls, hat, über allen Tadel Erhabene, unsagbar in deinem Schosse gewohnt, verherrlichend dich, die erhoben über die Himmel, die heiliger als die Heere der Geister. Drum preisen jetzt wir Erdenbewohner dich selig.“²⁰ „Freude dir, lebendiger, unverbrennbarer Dornbusch. Freude dir, der Welt einzige Brücke zu Gott, die Tote hinüberführt zum ewigen Leben. Freude dir, lautere Braut, die, des Mannes nicht kundig, das Heil unsrer Seelen geboren.“²¹

„Freude dir, Wolke des Lichts. Freude dir, lichter Leuchter.

Freude dir, Mannagefäss. Freude dir, Arons Stab ...

Freude dir, Paradies. Freude dir, Gottes Tisch,

Freude dir, mystisches Tor. Freude dir, aller Hoffnung.“²²

- 18 C. Bödefeld, Die letzte Hymne. P. Kilian Kirchoff, Werl 1952, 180.
19 Es preise alle Schöpfung den Herrn. Hymnen aus dem Wochenlob der byzantinischen Kirche. Aus dem Nachlass von P. Kilian Kirchoff OFM hg. v. J. Madey, Münster 1979, 109.
20 A. a. O., 352 f.
21 A. a. O., 277.
22 A. a. O., 242.

12

„Freude dir, Quelle des ewig lebenden Wassers.
Freude dir, Paradies du der Wonne.
Freude dir, der Gläubigen Mauer.
Freude dir, Jungfrau.
Freude dir, die aller Welt Freude du bist.“²³
„Du nährst als Mutter mit Milch den Nährer des Alls
und trägst den auf den Armen, O Reine,
der stets in seiner Hand trägt das All.“²⁴

- 23 A. a. O., 50.
24 A. a. O., 134.

Adventseinkehrtage der Akademischen Arbeitsgemeinschaft

HOMILIE IM KONVENTAMT AM 1. ADVENTSSONNTAG,

3. Dezember 2006

Klosterkirche in Einsiedeln

Jer 33,14-16 / 1 Thess 3,12-4,2 / Lk 21,25-28.34-36

Die Frage nach unserer Zukunft „Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns?“ Mit diesen Worten beginnt Ernst Bloch sein Werk „Das Prinzip Hoffnung“¹. Er greift damit auf, was jeden Menschen bewegt. Nicht von ungefähr beziehen sich drei der fünf genannten Fragen auf unsere Zukunft. Wohin der Mensch schaut, überall drängt sich diese Frage auf: Ob er seine eigene Existenz betrachtet, ob er auf seine Mitmenschen sieht oder ob er das Weltganze ins Auge fasst, immer wieder wird der Blick über das gegenwärtig Vorfindliche hinaus auf das Kommende hingelenkt. Manch einer stellt die Frage nach dem, was passieren wird, besonders intensiv, wenn es um die Menschen geht, die ihm nahe stehen. „Was wird aus dem Kind? Was wird aus der Frau? Was wird aus dem Freund? Was kann ich tun, um ihnen eine gute Zukunft zu ermöglichen?“ Über einzelne Menschen hinaus bezieht sich unser Fragen auch auf die Gemeinschaften, in denen wir leben: „Was wird aus der Familie, aus der Pfarngemeinde, aus der Ordensgemeinschaft? Was wird aus unserer Kirche? Was wird aus unserem Vaterland, was aus der Menschheit?“ Schliesslich stellt sich die Frage: „Was wird aus dieser Welt, mit der ich so innig verbunden bin?“

Es ist offenkundig: Das Fragen nach der Zukunft ist ein menschliches Existential; es gehört zum Menschsein des Menschen, zu

1 E. Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Bd. 1, Frankfurt 1967, 1; zit.: Bloch.

seiner Selbsterkenntnis und zu seiner Selbstverwirklichung, zur gelebten Solidarität und zur Weltverantwortung. Mit Karl Rahner kann man geradezu sagen: Die Frage nach der Zukunft ist „die Frage, die der Mensch selber ist und die er sich nicht bloß neugierig stellt.“² Deshalb reicht es nicht hin, wenn man lediglich nach der näheren Zukunft fragt und sich mit kurzfristigen Antworten begnügt. „So wie die Frage nach den Gründen nicht ruht, bis sie zum letzten Grund vorstösst, so auch die Frage nach dem Ziel und dem Sinn. Das Wohin ist so radikal wie das Woher.“³

All das sollte uns sensibel machen für die Antwort des Herrn, die uns am 1. Adventssonntag in der Eucharistie vermittelt wird. Es ist eine Antwort, die zugleich radikal und universal ist. Sie betrifft alle Dimensionen unseres Fragens; sie weist auf die absolute Zukunft hin.

Die Antwort des Herrn

Es ist nicht leicht, diese Antwort in der rechten Weise wahrzunehmen. In den biblischen Zeugnissen begegnet sie uns in Denk- und Sprachformen, die weithin nicht mehr die unseren sind. Propheten, Apostel und Evangelisten haben die Antwort des Herrn ihren Zeitgenossen in der Weise weitergegeben, die diesen einen Zugang eröffnen konnte. Näherhin kann man mit Josef Ratzinger feststellen: „Das Neue Testament hat sein Anschauungsmaterial dafür aus den alttestamentlichen Vorstellungen vom Tag Jahwes genommen, die ihrerseits älteres religionsgeschichtliches Gut in sich tragen. Es hat darüber hinaus einerseits Vorstellungen aus den politischen Kulturen ... und aus seinen eigenen Liturgien entnommen.“⁴

In der heutigen Eucharistiefeier begegnet uns die Antwort des Herrn in den Zeugnissen des Apostels Paulus und des Evangelisten

2 K. Rahner, Schriften zur Theologie Bd. IX, Einsiedeln 1970, 519.

3 E. Brunner, Das Ewige als Zukunft und Gegenwart, München u. Hamburg 1965, 13.

4 J. Ratzinger, Eschatologie - Tod und ewiges Leben, Regensburg ³1978, 166.

Lukas. In seinem ältesten uns überlieferten Brief schreibt der Völkerapostel den Thessalonichern in einem Gebet für sie, dass „Jesus, unser Herr, mit allen seinen Heiligen kommt“ (1 Thess 3,13). Lukas berichtet in seiner Wiedergabe der Rede Jesu über die Endzeit, nachdem er verschiedene Zeichen geschildert hat: „Dann wird man den Menschensohn mit grosser Macht und Herrlichkeit auf einer Wolke kommen sehen“ (Lk 21,27). Das Wort „Menschensohn“ verweist auf die Beziehung zum Ersten Bund wie zur Verkündigung Jesu. In einer Vision erlebt Daniel, wie vier Reiche, die durch brutale Tiere gekennzeichnet sind, entmacht werden. Dann beginnt etwas ganz Neues, etwas Anderes: „Da kam mit den Wolken des Himmels einer wie ein Menschensohn. Er gelangte bis zu dem Hochbetagten und wurde vor ihn geführt. Ihm wurden Herrschaft, Würde und Königtum gegeben. Alle Völker, Nationen und Sprachen müssen ihm dienen. Seine Herrschaft ist eine ewige, unvergängliche Herrschaft. Sein Reich geht niemals unter“ (Daniel 7,13 f.). In den drei ersten Evangelien begegnet uns das Wort „Menschensohn“ insgesamt neunundsechzigmal. Immer wird es von Jesus selbst gebraucht. Dass es lebensgefährlich sein konnte, so zu reden, zeigt sich beim Verhör vor dem Hohen Rat. Freimütig erklärt Jesus: „Von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Macht sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen“ (Mt 26,64). Der Hohepriester wertet das als Gotteslästerung. Der gesamte Rat spricht das Todesurteil: „Er ist schuldig und muss sterben“ (Mt 26,66).

Am Ende der Zeit erfüllt sich, was Daniel gesehen und Jesus erklärt hat. Die Antwort des Herrn auf das menschliche Fragen nach der Zukunft ist die Frohbotschaft: „Ich selber bin eure Zukunft.“ Ja: Der Herr selber kommt auf uns zu. Er kommt zu uns. Er kommt um zu helfen und zu retten. Er kommt, um zu vollenden, was er begon-

nen hat. Deshalb kann Lukas seiner Ankündigung vom endzeitlichen Kommen des Menschensohnes in einem Atemzug den Appell und die Verheissung anfügen: „Wenn all das beginnt, dann richtet euch

auf, und erhebt eure Häupter; denn eure Erlösung ist nahe“ (Lk 21,28). Zur Vollendung der Erlösung gehört nicht zuletzt die Vollendung der Einheit des Gottesvolkes. Das klingt in der paulinischen Botschaft an, dass „Jesus, unser Herr, mit allen seinen Heiligen kommt“ (1 Thess 3,13). „Heilige“ sind für Paulus in der Regel die Christen auf Erden. Hier spricht er von den Engeln. Im Zweiten Brief an die Gemeinde von Saloniki sagt er ausdrücklich, dass der Herr „sich vom Himmel her offenbart mit seinen mächtigen Engeln“ (2 Thess 1,7). Von deren Aufgabe heisst es bei Markus: „Er wird die Engel aussenden und die von ihm Auserwählten aus allen vier Windrichtungen zusammenführen, von einem Ende der Erde bis zum Ende des Himmels“ (Mt 25,31).

Theodor Haecker hat die Frohbotschaft von der Wiederkunft des Herrn und von dessen Bedeutung für unsere Zeit auf den Punkt gebracht. 1934 hielt er denen, die das sogenannte Dritte Reich als ein Tausendjähriges Reich propagierten, in einem Vortrag entgegen: „Wir sind noch nicht am Ende, das ist der erste Trost dieser Tage, aber es wird ein Ende sein, das ist der zweite Trost, und das Ende wird Gott sein, das ist der alles überragende dritte Trost unserer und aller Tage seit Adam.“⁵ Haecker verband damit die Hoffnung auf eine neue Christenheit. Sie „ist in diesen Tagen ein Ziel; nicht das letzte, aber das nächste.“⁶

Der Einsatz für eine neue Christenheit ist uns allen aufgetragen. Er ist die rechte Antwort der Menschen auf die Antwort, die der Herr auf ihre Fragen und Nöte gibt.

5 Th. Haecker, Schöpfer und Schöpfung, München 21949, 156.

6 Ebd.

Die Herausforderung unserer Zukunft

Die biblische Botschaft vom Kommen des Herrn ist alles andere als ein Panorama der Zukunft, das dem gemütlich-genüßlich im Pantoffelkino sitzenden Bürger geboten wird: ganz interessant, aber doch nicht so, dass es ihn aus dem Sessel reisst. Das Evangelium vom Kommenden, in dem Gott die letztgültige Antwort auf unsere Zukunftssorgen gibt, ist auf unsere Antwort ausgerichtet: auf die Antwort des Glaubens und des Lebens. Es ist nicht die Ankündigung eines Verhängnisses, das so oder so hereinbricht; ebenso wenig ist es die Garantie eines happy end, das auf jeden Fall für jedermann eintreffen wird. Es ist keineswegs eine Vorausinformation für Privilegierte; es ist ein Appell zur Entscheidung, ein Aufruf, sich tätig ins werdende hineinzuwerfen, zu dem man selber gehört⁷.

„Wacht und betet allezeit“, heisst es am Ende des heutigen Evangeliums, „damit ihr vor den Menschensohn hintreten könnt“ (Lk 21,36). „Wachst und liebt!“ schreibt Paulus den Thessalonichern. Im Wissen, dass all das nur durch die Gnade Gottes verwirklicht werden kann, betet er für sie: „Der Herr lasse euch wachsen und reich werden in der Liebe zueinander und zu allen“ (1 Thess 3,12). Der Herr, der wiederkommt, um allen zu helfen, will uns alle in sein Helfen hineinnehmen. Wie er alle liebt sollen auch wir alle lieben. Je mehr wir uns von der Liebe des Herrn bewegen lassen, desto mehr wird uns gegeben, was Paulus den Thessalonichern erbittet: um so mehr werden wir „geheiligt vor Gott, unserem Vater, wenn Jesus, unser Herr, mit allen seinen Heiligen kommt“ (1 Thess 3,13).

Amen.

7 Vgl. Bloch, S. 1.

3. VORTRAG:

GEISTLICHER ÖKUMENISMUS

HERAUSFORDERUNG UND CHANCE ALLER GLÄUBIGEN

Zwei herausragende Persönlichkeiten standen in letzter Zeit in ungewöhnlicher Weise im Blickpunkt der Öffentlichkeit: Papst Benedikt XVI. und der Prior Roger Schutz. Beide sind Kronzeugen für die Aufgabe, auf die wir uns abschliessend konzentrieren wollen. Beide stellen sie heraus und zeigen zugleich Wege zu ihrer Bewältigung. Lassen Sie mich das an Hand von zwei Begegnungen deutlich machen.

Mit Spannung hatte man das ökumenische Treffen anlässlich des Weltjugendtages 2005 in Köln erwartet. Etlche Probleme hatten speziell in Deutschland für atmosphärische Störungen gesorgt. Wie würde der Papst damit umgehen? Viele hatten angesichts neuerlicher Schwierigkeiten geradezu zum ökumenischen Rückzug aufgerufen; sie hatten das Ende der sogenannten Konsensökumene proklamiert und dazu aufgefordert, jeder solle seinen konfessionellen Weg mehr oder weniger alleine gehen. Ebenso freundlich wie klar bekundete der Papst seine gegenteilige Position. Er wiederholte den bereits unmittelbar nach seiner Wahl bekundeten Vorsatz, „die Wiedererlangung der vollen und sichtbaren Einheit der Christen zu einer Priorität“ seines Pontifikates zu erheben¹. Er betonte, was die Christen trotz aller Trennungen miteinander verbindet. Er erinnerte dankbar an die bisherigen Früchte des Dialoges und nannte es „ein Gebot des Herrn, aber auch ein Gebot der gegenwärtigen Stunde, den Dialog auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens entschieden weiterzuführen.“² Nüchtern und glaubensfroh zugleich fügte er hinzu: „Es ist offenkundig, dass ein solcher Dialog sich nur in einer Atmosphäre wahrhaftiger und angemessener Spiritualität entfalten kann. Allein mit unseren eigenen Kräften können wir die Einheit nicht

1 Predigten, Ansprachen und Grussworte im Rahmen der Apostolischen Reise von Papst Benedikt XVI. nach Köln anlässlich des XX. Weltjugendtages, 14. September 2005, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2005, 67.

2 A. a. O., 69.

>machen<. Wir können sie nur empfangen als Geschenk des Heiligen Geistes. Darum bildet der geistliche Ökumenismus, das heisst das Gebet, die Umkehr und die Heiligung des Lebens das Herz der ökumenischen Begegnung und Bewegung.³ Seine gesamte Ansprache gipfelte im Bekenntnis zum geistlichen Ökumenismus. Dankbar wies der Papst darauf hin, „dass sich gegenwärtig eine Art geistliches >Netzwerk< bildet zwischen Katholiken und Christen der verschiedenen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften.“ Im Anschluss an Paul Couturier nannte er es ein unsichtbares Kloster, „das in seinen Mauern diese für Christus und seine Kirche begeisterten Menschen versammelt.“⁴ Er schloss mit den Worten: „Ich bin überzeugt: Wenn sich eine wachsende Anzahl von Menschen von innen her zutiefst dem Gebet des Herrn, >dass alle eins seien< (Joh 17,21), anschliesst, dann wird ein solches Gebet in Jesu Namen nicht ins Leere gehen ... Mit der Hilfe von oben werden wir in den verschiedenen noch offenen Fragen durchführbare Lösungen finden, und die Sehnsucht nach Einheit wird schliesslich ihre Erfüllung finden, wann und wie Er will. Jetzt gehen wir gemeinsam diesen Weg und wissen, dass gerade das gemeinsame Auf-dem-Weg-Sein eine Weise der Einheit ist.“⁵

Was geistlicher Ökumenismus bewirken kann hat der Prior von Taizé der Welt vor Augen geführt. Seine Ermordung hat seine Person und sein Werk verstärkt in den Blick gerückt. Auch über ihn will ich an Hand einer Begegnung berichten. Noch bevor das Ökumenismusdekret verabschiedet wurde hatte ich ein Buch konzipiert, das „Gebete der Ökumene“ aus allen Kirchen und aus allen Jahrhunderten vereinte. Unter dem Titel „Vater, die Stunde ist da“ (Joh 17,1) sollte es dazu beitragen, im Geist des hohepriesterlichen Gebetes Jesu für die Einheit zu beten

3 A. a. O., 72.

4 A. a. O., 72.

5 A. a. O., 72 f.

und zu leben. Da Roger Schutz und Max Thurian am gesamten II. Vatikanischen Konzil teilnahmen ergab sich die Gelegenheit, den Prior um ein Nachwort zu bitten. Er wollte zunächst das Werk sehen. Nach einiger Zeit schenkte er den Lesern wegweisende Worte. Sie zielten allesamt auf die Mitte des christlichen Lebens und der Suche nach der Einheit. Er schrieb: „Mitten in dem grossen ökumenischen Ringen gilt es nur eins zu üben, das betende Warten auf Gott, damit die innere Belebung anhält und sich an den Quellen der Kontemplation ständig erneuert.“⁶ Er fügte hinzu: „Wenn uns je ... ein Stück festen Bodens, eine Sicherheit gegeben wird, so geschieht es dann, wenn wir uns zusammenfinden, vereint im wartenden Schauen auf Gott. Da wird alles wieder möglich und das Salz gewinnt seinen Geschmack zurück.“⁷ Von besonderem Gewicht war der Satz: „Weil das Gebet der Kirche bis in unsere Tiefen vordringt, vermag es unter den Christen eine Einheit zu stiften, die selbst die lehre betrifft.“⁸ Der Prior schloss sogleich ein bewegendes Zeugnis dafür an. Weil ich in meiner Auswahl ausschliesslich Texte vorlegen wollte, die alle Christen ohne Wenn und Aber sich zu Eigen machen konnten, hatte ich auf marianische Texte verzichtet. Obwohl ich von dieser Intention weder gesprochen noch geschrieben hatte, hat Roger Schutz sie offenkundig erkannt. Daraufhin gab er dem Buch ein Muttergottesgebet mit auf den Weg, das in Taizé Tag für Tag gebetet wird. Es steht an dessen Schluss als eine kostbare Frucht, die aus dem geistlichen Ökumenismus erwachsen ist und helfen kann, zur vollen Einheit auch in der Lehre zu gelangen.⁹ Wie sehr ein authentisch gelebter geistlicher Ökumenismus Menschen, Kirche und Welt verändern kann, zeigt die Wirkungsgeschichte der Gemeinschaft von Taizé. Ihre Regel ist wie

6 P.-W. Scheele, Vater, die Stunde ist da. Gebete der Ökumene, Freiburg 1964, 174.

7 Ebd.

8 Ebd.

9 A. a. O., 175.

ein Kompendium des geistlichen Ökumenismus. Ihre Praxis ist ein ungemein wirksamer Dienst an der Einheit in Christus.

Wir haben allen Anlass, uns von den Impulsen bewegen zu lassen, die wir Benedikt XVI. und Roger Schutz verdanken. Das ist um so dringlicher, als die wichtigsten Weisen des geistlichen Ökumenismus von jedem Christgläubigen wahrgenommen werden können. Während viele Einzelaufgaben, die zum Einsatz für die Einheit gehören, einigen Spezialisten vorbehalten bleiben, kann und soll das Entscheidende von allen praktiziert werden. Wie der Papst in seiner Kölner Ansprache auf das Konzilszeugnis Bezug nahm, sollten wir das auch tun. Im Anschluss an seine Aussage: „Die beste Form des Ökumenismus besteht darin, nach dem Evangelium zu leben“¹⁰, tun wir gut daran, uns auf die biblischen Grundaussagen über die Einheit zu besinnen und auf das, was sich für uns daraus ergibt.

Mit dem Ökumenischen Direktorium können wir zusammenfassen, was der geistliche Ökumenismus gemäss der Lehre des Konzils gibt und aufgibt: „Diejenigen, die sich innig mit Christus vereint wissen, müssen sich auch mit seinem Gebet, und besonders mit seinem Gebet für die Einheit vereinen. Diejenigen, die im Geiste leben, müssen sich von der Liebe verwandeln lassen, die um der Einheit willen >alles erträgt, alles glaubt, alles hofft, allem standhält<. Diejenigen, die im Geiste der Busse leben, werden ein Gespür für die Sünde der Trennungen haben und um Vergebung und Bekehrung beten. Diejenigen, die nach Heiligkeit streben, werden in der Lage sein, deren Früchte auch ausserhalb der sichtbaren Grenzen ihrer eigenen Kirche zu erkennen. Sie werden zur wahren Erkenntnis Gottes geführt werden, der allein dazu imstande ist, alle zur Einheit zu versammeln, weil er der Vater aller ist.“¹¹

10 Wie Anm. 1, 72.

11 Päpstlicher Rat zur Förderung der Einheit der Christen, Direktorium zur Ausführung der Prinzipien und Normen über den Ökumenismus, Rom 1993, n. 25.

Als Erstes ist es geboten, auf das Wort Gottes zu hören und zu bedenken, was es uns diesbezüglich sagt. Als „reiner, unversieglicher Quell des geistlichen Lebens“¹² ist die Heilige Schrift auch die Quelle des geistlichen Ökumenismus. Sie zeigt uns den Weg zur Einheit und schenkt zugleich die Kraft, diesen Weg zu gehen. In ihrem Zuspruch erweist sich der Herr selber als unser Wegbereiter und Wegbegleiter. Viele haben die Erfahrung der Emmausjünger gemacht und können mit ihnen sagen: „Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schrift erschloss?“ (Lk 24,32). Wer „ganz Ohr“ ist für das, was der Herr uns sagt, kann darauf vertrauen, dass seine Worte ihre Wirkung nicht verfehlen, versichert er uns doch: „Wie der Regen und der Schnee vom Himmel fällt und nicht dorthin zurückkehrt, sondern die Erde trinkt und sie zum Keimen und Sprossen bringt, wie er dem Sämann Samen gibt und Brot zum Essen, so ist es auch mit dem Wort, das meinen Mund verlässt: Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern bewirkt, was ich will, und erreicht all das, wozu ich es ausgesandt habe“ (Jes 55,10f.).

Aus den zahlreichen biblischen Aussagen über den geistlichen Ökumenismus möchte ich einen besonders aufschlussreichen Text herausgreifen: Eph 4,1-6. In der Mitte des Epheserbriefs steht ein eindringlicher Aufruf zur Einheit. Er stellt heraus, was der dreieine Gott für die Einheit tut, und was allen Berufenen aufgetragen ist:

„Ich, der ich um des Herrn willen im Gefängnis bin, ermahne euch, ein Leben zu führen, das des Rufes würdig ist, der an euch erging. Seid demütig, friedfertig und geduldig, ertragt einander in Liebe, und bemüht euch, die Einheit des Geistes zu wahren durch den Frieden, der euch zusammenhält. Ein Leib und ein Geist, wie euch durch eure Berufung

12 II. Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung „Dei Verbum“, n. 21; zit.: DV.

auch eine gemeinsame Hoffnung gegeben ist; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der über allem und durch alles und in allem ist“ (Eph 4,1-6).

Der Aufruf gipfelt im Bekenntnis zu dem einen Gott und Vater. Ihm ist alles Einssein zu verdanken. Er ist „der Vater aller, der über allem und durch alles und in allem ist“ (Eph 4,6): „er thront >über allen<, herrschend, wachend, sorgend. Er wirkt >durch alle<: keines seiner Kinder lebt für sich, jedes steht irgendwie im Dienst seiner väterlichen Liebe, soll ihr Werkzeug sein. Und endlich: er wohnt >in allen<. Unsere Liebe trifft im Bruder ihn, findet zurück zu ihm, wie sie von ihm ja ausgegangen ist, >ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist< (Röm 5,5).“¹³ Er ist „die alle einigende Einheit“¹⁴. Er ist eins mit seinem ewigen Sohn, dem einen Herrn (Eph 4,5) und mit dem einen Heiligen Geist (Eph 4,4). An dieser Einheit sollen seine Geschöpfe teilhaben. Zusammen mit seinem Sohn und seinem Heiligen Geist ruft er sie in seine Einheit hinein. Mit beiden will er in denen leben und wirken, die seinem Ruf folgen. Sie werden zu dem einem Leib vereint.

Dieses Eingegliedertwerden geschieht durch den einen Glauben und die eine Taufe. Beide sind wesenhaft miteinander verbunden und aufeinander hingeordnet. „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet,“ heisst es bei der Aussendung der Jünger in alle Welt (Mk 16,16). Im Glauben nimmt der Mensch an, was Gott ihm sagen und geben will; in der Taufe wird er mit dem Kyrios Christus vereint und in dessen Sterben und Auferstehen einbezogen. Zur einen Taufe gehört das Glaubensbekenntnis; die eine Taufe schliesst alle Glaubenden zum einen Leib zusammen, dessen Haupt Christus und dessen Seele der Heilige Geist ist: „Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen, Juden und Griechen, Sklaven und Freie,

13 M. Zerwick, Der Brief an die Epheser, Leipzig 1961, 119.

14 H. Schlier, Der Brief an die Epheser, Düsseldorf³1962, 188.

und alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt“ (1 Kor 12,13). Die in dem einen Leib Vereinten empfangen „eine gemeinsame Hoffnung“ (Eph 4,4). Miteinander können sie sich „der Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes“ rühmen (Röm 5,2).

Mit allen vereinigenden Gnaden und Gütern, die der eine Gott schenkt, ruft er uns zu sich. An uns ist, ein Leben zu führen, das dieses Rufes würdig ist (Eph 4,1). Dazu gehören Haltungen und Taten, die von jedem Christgläubigen gefordert werden. Sie können bewusst machen, dass der geistliche Ökumenismus alle in Pflicht nimmt. Der erste Appell: „Seid demütig!“ mag manchem Zeitgenossen wenig behagen und daher nicht attraktiv erscheinen. Als der Epheserbrief geschrieben wurde war er geradezu anstössig, ja abstossend. Das Wort Demut wurde im damaligen griechischen Bereich als ein Schimpfwort gewertet, „keinesfalls bezeichnet es eine erstrebenswerte Sache. Dort ist die >Demut< die verächtliche servile Haltung des Sklaven. Was im christlichen Bereich damit gemeint und gefordert ist, erläutert am besten Phil 2,3: >In demütiger Gesinnung schätzt einander höher ein als euch selbst<“¹⁵. So entspricht es dem Leben in Christus: „Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäusserte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich“ (Phil 2,6 f.). In der Nachfolge Jesu, der nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen, ist die Demut gefragt, die Bereitschaft, den unteren Weg zu gehen, den letzten Platz einzunehmen, die niedrigsten Dienste auszuüben. Im Abendmahlssaal hat Jesus das seinen Jüngern unvergesslich eingepreßt, als er ihnen die Füsse gewaschen hat. Im Anschluss daran hat er ihnen eingeschärft: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe. Amen, amen, ich sage euch: Der Sklave ist nicht grösser als sein Herr, und der Abgesandte ist

15 J. Gnilka, Der Epheserbrief, Freiburg 1971, 197 f.

nicht grösser als der, der ihn gesandt hat. Selig seid ihr, wenn ihr das wisst und danach handelt“ (Joh 13,15-17).

Zu diesem demütigen Dienst gehört der Einsatz für den Frieden. Diese Aufgabe hat Jesus in der Bergpredigt mit den Worten herausgestellt: „Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Söhne Gottes genannt werden“ (Mt 5,9). Denen, die sich aktiv für den Frieden einsetzen, gilt die grösste der Verheissungen, die in den acht Seligpreisungen der Bergpredigt gemacht werden: In Wahrheit Sohn Gottes sein ist mehr als getröstet und gesättigt werden, mehr als der Besitz des Gottesreiches, mehr selbst als das Gottschauen! So hoch uns die Seligpreisung der Friedensstifter führt, sie lenkt unseren Blick zugleich auf den Boden des täglichen Lebens, wo der Friedensdienst fällig ist. Wer zu Christus gehört, muss alles daransetzen, um friedfertig zu leben. Das ist nicht leicht. Deshalb ist es gut, dass der Epheserbrief uns auch zur Geduld aufruft. Wir brauchen sie im Blick auf uns selber; wir brauchen sie unseren Mitmenschen gegenüber. Dabei sollten wir bedenken, dass wir alle auf die Geduld Gottes angewiesen sind; ohne seine Geduld wäre es bald aus mit uns allen. Wer in der ökumenischen Debatte zur Geduld mahnt, stösst in der Regel auf Widerspruch. Man wirft ihm vor, er gehöre zu den Bremsern, er wolle am status quo festhalten oder gar rückwärts gehen. Unstrittig gibt es solche Versuchungen und Versuche. Sie haben nichts mit der vom Herrn geforderten Geduld zu tun. Was mit dieser auf dem Spiel steht kann uns Goethes Faust lehren. Wesentliche Zusammenhänge kommen zur Sprache, wenn er verzweifelt erklärt:

„Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben!
Und Fluch vor allen der Geduld!“¹⁶

16 J. W. v. Goethe, Faust. Erster Teil, VV 1604-1606.

Dass wir alle als Kinder Gottes zur einen Familie Gottes berufen sind, kann einen leicht zum Schwärmen bringen. Es kann einen dazu verführen, die Probleme des Zusammenlebens zu verkennen und am Ende an ihnen zu scheitern. Davor kann uns der nüchterne Imperativ bewahren: „Ertragt ein-

ander in Liebe“ (Eph 4,2): Es ist nicht so, dass unsere Mitmenschen uns immer wieder begeistern, sie können einem auch auf die Nerven gehen. Es ist nicht so, dass wir immer nur den Segen der Gemeinschaft erfahren; sie kann uns auch schwer zu schaffen machen. Es ist nicht so, dass wir von allen Mitchristen die gewünschten Hilfen empfangen; sie können uns auch als Hindernisse auf dem Weg zum Vater vorkommen. In diesen Schwierigkeiten ist schon viel geschafft, wenn uns das Ertragen des anderen gelingt. Oft ist dazu das Vergeben nötig, gemäss dem apostolischen Appell des Kolosserbriefs: „Ertragt euch gegenseitig und vergebt einander, wenn einer dem anderen etwas vorzuwerfen hat. Wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr“ (Kol 3,13).

Aus der griechischen Antike ist uns eines der ergreifendsten Worte der Menschheitsgeschichte überliefert. Antigone sagt es im gleichnamigen Drama des Sophokles: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“¹⁷ Der Christ kann sich dieses Zeugnis voll zu eigen machen. Mit den Augen des Glaubens kann er zudem Dimensionen dieser Aussage sehen, die den Heiden verborgen bleiben; er darf wissen: Es gibt nicht nur ein Mitlieben wie es ein Mithassen gibt, ein Mittun also mit irgendwelchen anderen Menschen; es gibt ein Mitlieben mit dem Einen, der uns in einzigartiger Weise seine Liebe schenkt und in ebenso einzigartiger Weise uns in sein Lieben hineinnehmen will. Der Christ ist zum Mitleben und zum Mitlieben mit Christus da.

17 Sophokles, Antigone, hg. v. K. Reinhardt, Göttingen 41966, 116.

Das ist besonders schwer, wenn wir es mit Menschen zu tun haben, die wir als unsere Feinde ansehen. Der Herr lässt keinen Zweifel daran, dass wir auch ihnen geschwisterliche Dienste schulden: unser Gebet, unseren Segen, unsere Verzeihung. Das strenge Gebot der Feindesliebe hat seine letzten Wurzeln in der Liebe, die der Vater allen seinen Geschöpfen schenkt. Das ergibt sich aus der radikalen Forderung Jesu: „Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet; denn er lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und lässt es regnen über Gerechte und Ungerechte“ (Mt 5,44f.). Zweifellos „sprengt die Feindesliebe alles gewöhnliche Verhalten und alle Massstäbe der Menschen.“¹⁸ Sie kann nur von denen verwirklicht werden, die vom Vater her und auf ihn hin zu leben versuchen. Sie dürfen darauf vertrauen, dass der Vater ihnen beisteht, das Unmögliche möglich zu machen.

Damit rückt ein weiteres Tun in den Blick, das in der heutigen Weltsituation besonders wichtig ist. Es kann Ungezählten vermitteln, was sie unbedingt zum Leben brauchen. Wer sich in unserer Welt umschaute, stösst allenthalben auf Anzeichen der Hoffnungsnot und damit auf Symptome einer lebensgefährlichen Bedrohung. Die Hoffnung ist ja nicht ein Gut, auf das wir notfalls auch verzichten können; wir brauchen sie zum Leben. „Was der Sauerstoff für die Lunge, das bedeutet die Hoffnung für die menschliche Existenz. Nimm den Sauerstoff weg, so tritt der Tod durch Ersticken ein. Nimm die Hoffnung weg, so kommt die Atemnot über den Menschen, die Verzweiflung heisst, die Lähmung der seelisch-geistigen Spannkraft durch ein Gefühl der Nichtigkeit, der Sinnlosigkeit des Lebens.“¹⁹ Dass die Atemnot des Hoffnungsschwundes epidemisch verbreitet ist, hat viele Ursachen. Die Schwierigkeiten, mit denen wir heutzutage konfrontiert werden, werden von vielen als

18 R. Schnackenburg, Alles kann, wer glaubt. Bergpredigt und Vaterunser in der Absicht Jesu, Freiburg 21992, 74.

19 E. Brunner, Das Ewige als Zukunft und Gegenwart, München u. Hamburg 1965, 7.

Vorzeichen einer bedrohlichen Zukunft gedeutet. Selbst Jugendliche machen sich den Slogan „No future“ zu eigen, weil sie angesichts der aktuellen Probleme nichts Gutes auf sich zukommen sehen. Auch im Bereich der Kirche fehlt es nicht an Schwarzsehern und Schwarzmalern. Um so wichtiger sind für Kirche und Welt verlässliche Signale der Hoffnung.

Das gläubige Gebet zählt zu ihnen. Es ist ein Signal, das von Gott ausgeht und vom Menschen weitergegeben wird. Überdies handelt es sich um ein Zeichen, das direkt mit dem Bezeichneten verbunden ist. Jeder von uns kennt zweierlei Zeichen: Die einen sind mehr oder weniger willkürlich erdacht und gemacht, so wie unsere Verkehrszeichen oder bestimmte Vereinsabzeichen; die anderen

haben im Angezeigten ihren Ursprung, so wie der aufsteigende Rauch vom Feuer ausgeht. Es liegt auf der Hand, dass man sich auf die zuletzt genannte Art mehr verlassen kann. Auf eben diese Weise ist das Gebet ein Zeichen der Hoffnung. Es ist deren Auswirkung und wiederum deren Stärkung. Das Gebet ist rezipierte, praktizierte und aktivierte Hoffnung und ist als solche auf Hoffngstaten angelegt. Jeder Beter ist ein qualifizierter Hoffnungsträger. „Wer betet, hofft. Denn wer nicht hoffen kann, gehört zu werden, kann auch nicht bitten. Wir bitten ja auch nur dann Menschen um etwas, wenn wir hoffen, dass unsere Bitte Aussicht hat, erfüllt zu werden.“²⁰ Wir können geradezu sagen: „Beten ist die Sprache der Hoffnung“²¹, genauer noch: Beten ist „Hoffnung im Gespräch mit Gott.“²²

Letztlich geht es in der gesamten Weltgeschichte um Gott selbst und unser Verhältnis zu ihm. Entsprechend erhofft die Hoffnung „Gott von Gott.“²³ Mit anderen Worten: „Die Hoffnung erwartet das ewige, unsterb-

20 Chr. Schönborn, *Leben für die Kirche. Die Fastenexerziten des Papstes*, Freiburg 1997, 121 f.

21 J. Ratzinger, *Auf Christus schauen. Einübung in Glaube, Hoffnung, Liebe*, Freiburg 1989, 68.

22 H. Sanson, *Leben mit Gott in der Welt*, Freiburg 1961, 47.

23 Cajetan de Via, *Kommentar zur Summa Theologiae des hl. Thomas, II-II, q. 17, a. 5.*

12

liche Glück von Gott selber. Sie erhofft nicht etwas, sondern Ihn selber, den Geber aller Gaben. Sie schaut noch nicht, sie besitzt noch nicht, und doch reicht sie >in Gott hinein<, ist gewissermassen >in Gott vor Anker gegangen< und in Ihm >festgemacht<.²⁴ In der Hoffnung „haben wir einen sicheren und festen Anker der Seele, der hineinreicht in das Innere hinter dem Vorhang“ (Hebr 6,19). Mit Kardinal Martini dürfen wir resümieren: „Wir sind unterwegs auf eine sichere und grosse Zukunft, die alles übersteigt, was wir sehen oder wahrnehmen, eine Zukunft, die Gott selber ist, der auferstandene Jesus Christus in der Fülle seines Leibes, das Reich Gottes, das himmlische Jerusalem.“²⁵

Mit der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung kann man sagen: „die Einheit der Kirche wird da Wirklichkeit, wo Christen in der Vorwegnahme und in der Erwartung der Zukunft Gottes vereint sind.“²⁶ >Ökumenische Bemühungen haben daher ihre tiefste Grundlage im Wissen um das Reich Gottes oder die neue Welt, die in Jesus Christus bereits gekommen ist, deren Erfüllung oder ein Ziel der christlichen Hoffnung bleibt<.“²⁷

Angesichts dieser Gaben und Aufgaben muss gedankt werden. Damit ist ein Grundakt des geistlichen Ökumenismus genannt, der allzu oft verkannt wird. Viele Fehlurteile über die ökumenische Situation haben ihren Grund in der Undankbarkeit. Weil man für alles Gute, das uns bislang auf dem Weg zur vollen Einheit geschenkt wurde, nicht zu danken weiss, läuft man Gefahr, es wieder einzubüssen. Das rechte Danken ist ja mehr als eine menschliche Höflichkeit. Danken ist ein Glaubensakt. Dem Samariter, der als Einziger von den zehn Männern dankt, die vom Aussatz geheilt wurden, sagt Jesus: „Steh auf und geh! Dein Glaube hat

24 Wie Anm. 5, 124.

25 C. M. Martini, *Woran sollen wir uns halten?* Freiburg 1993, 173.

26 Kommission für Glauben und Kirchenverfassung. *Die nächsten Schritte auf dem Weg zur Einheit der Kirche*, Salamanca 1973, A II.

27 Lutherischer Weltbund, *Ökumenische Beziehungen des LWB*, Genf 1977, Nr. 39.

13

dir geholfen“ (Lk 17,19). Alle Geschenke Gottes sind Gaben seiner Liebe. Nicht danken ist ein Ausbrechen aus dem Kreis der Liebe, den Gott mit seinen Gaben schliessen will. Der Undankbare beraubt sich daher des wichtigsten Teils der göttlichen Gabe. Es ist ein ökumenischer Appell von grösster Bedeutung, wenn Ost- und Westkirche zu Beginn des Hochgebetes uns zurufen: „Lasst uns danken dem Herrn, unserem Gott.“

„Dankt dem Vater mit Freude“ (Kol 1,12). „Hört nicht auf zu danken“ (Kol 1,12).